Werk

Titel: Beiträge zur Rolandsforschung

Autor: Tavernier, Wilhelm

Ort: Chemnitz ; Leipzig

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?345617002_0037|log9

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

Beiträge zur Rolandsforschung.

II.

Carmen de prodicione Guenonis und Rolandsepos.[1])

Die Geschichte der Streitfrage nach dem Verhältnis des *Carmen* (im folgenden C gekürzt) zum Rld. ist bei Brückner, Das Verhältnis des französischen Rolandsliedes zur turpinschen Chronik und zum Carmen de prodicione Guenonis, Diss. Rostock, 1905, S. 5—20 nachzulesen. — Der erste, der über die Frage geschrieben hat, ist Wilhelm Grimm, in der Einleitung zum Ruolandes liet (Göttingen 1838): „Das lateinische Gedicht, über dessen Zeitalter ich nichts zu bestimmen wage, dessen schwerfällig künstliche Sprache aber noch in das 12. Jahrhundert gehören könnte, mag die Sage absichtlich gekürzt haben. Indessen kennt auch Turpin,[2]) Galien und La Spagna den listigen Blanscandiz nicht; daß aber Paligan gar nicht auftritt, stimmt ... mit dem isländischen Gedicht" (S. XCIX).

Grimm ließ also die Frage nach der Priorität unentschieden. Sie wurde aufgenommen von Gaston Paris im Jahre 1882: in jenem grundlegenden Aufsatz der Romania (XI 465 ff.) wies er nach, daß das C einer Form der Rolandsdichtung entspreche, die älter sei als das uns erhaltene Epos. Paris' Ausführungen wurden 1884 von E. Stengel in der Zs. f. roman. Phil. VIII 499 ff. bestritten: „der in gespreizten lateinischen Versen verfaßte Auszug C sei nur als willkürliche und spätere Entstellung" des erhaltenen Rolandsliedes (im folgenden Rld. gekürzt) anzusehen.

Die beiden Abhandlungen von Paris und Stengel sind bis heute die wichtigsten in unserer Streitfrage geblieben; fast alle Argumente für und wider hat man immer noch aus diesen Arsenalen entnehmen müssen.

[1]) Wir stellen die Fortsetzung des 1. Beitrags (diese Zs. XXXVI, S. 71 ff.) zurück, weil sich uns das obige Thema nunmehr als das zunächst wichtigste aufdrängt. Wir wollen Bausteine geben, und kein System (a. a. O. S. 74), und bei Bausteinen kommt es nicht viel darauf an, in welcher Reihenfolge sie liegen.

[2]) Nach Grimm (S. CVII) die älteste Quelle.

Zum gleichen Ergebnis wie Paris kommen wir in unserer Dissertation vom Jahre 1901, die erweitert 1903 u. d. T. ‚Vorgeschichte des altfranz. Rolandsliedes' erschien. „C kann nicht das Rld. gekürzt haben," das stellten wir als das wichtigste Resultat unserer Untersuchung hin (S. 202, Anm. 366). Die Arbeit wollte jedoch eigentlich, dem Dissertationstitel entsprechend, „über R im Rld." handeln, d. h. den Anteil des letzten Bearbeiters an unserem Epos herausheben; das Verhältnis zum C konnte daher nur neben vielem andern, und meist nur implizite, behandelt werden.

Ohne Kenntnis unserer Vorgeschichte hat Gustav Brückner 1905 in seiner eingangs erwähnten Rostocker Dissertation das Verhältnis des C zum Rld. ausführlich behandelt. Auch seine Untersuchung führte zur Bestätigung der Ansicht von G. Paris. — In einer eingehenden Besprechung der Brücknerschen und unserer Dissertation (Zs. f. rom. Phil. XXXII 713 ff.) hat endlich Voretzsch 1908 den beiden gemeinsamen Standpunkt als den richtigen anerkannt. Unter Zurückweisung der RT-Hypothese von G. Paris, die Brückner wieder aufgenommen hatte, hält Voretzsch, so wie wir selbst, „RC (d. h. das, was sich durch Vergleichung von Carmen und Epos als alt erweist) für die älteste erreichbare Vorstufe des Rolandsliedes."

Auf der anderen Seite hat es nicht an Verfechtern der Stengelschen Anschauung gefehlt. Baist betonte, wie schon bei früherer Gelegenheit (1895), so zuletzt 1902 in den ‚Beiträgen zur romanischen und englischen Philologie, Festg. für Wendelin Foerster', S. 224 Anm. 2, daß er das C für eine Bearbeitung des Rlds. halte. Zwar hat er seine Gründe nie veröffentlicht, doch ist schon der gewichtige Name Anlaß genug, die Frage noch einmal mit aller Unbefangenheit aufzurollen.

In Giuseppe Fraccaroli's Werk ‚L'irrazionale nella letteratura', Torino 1903,[3]) betreffen unsern Gegenstand die Abschnitte 47 und besonders 48 (Il Carmen de prodicione Guenonis, la Cronaca di Turpino e la Chanson. L'ambasceria di Biancandrino. S. 267 ff.). Fracc. sucht nachzuweisen, daß die Blancandrinepisode gerade zum älteren Gut der Sage gehöre, und daß das Fehlen dieser Episode im C auf nachträglicher, zweckbewußter Auslassung seitens des lateinischen Reimschmieds beruhe.

Stengel selbst hat sich 1905 in einer ausführlichen Besprechung unserer ‚Vorgeschichte' (diese Zs. XXVIII[2], S. 23 ff.) mit unseren Aufstellungen auseinandergesetzt: er hält seinen Standpunkt nachdrücklich fest. — Ihm tritt Ph. Aug. Becker zur Seite; zunächst 1905 in einer Besprechung unserer Dissertation (Literaturblatt XXVI 239 ff.) und dann 1907 in seinem ‚Grund-

[3]) Vorhanden in Berlin, Königl. Bibl.

riß der altfranzösischen Literatur' (S. 45 f.) erklärt er das C für ein „Derivat der erhaltenen Rolandsdichtung".

So steht die Streitfrage. In jedem der beiden Lager sehen wir eine rüstige Gefolgschaft. Es mag uns erlaubt sein, nach 9 Jahren *(nonumque prematur in annum)* auf die RC-Theorie zurückzukommen und uns mit den gegnerischen Einwürfen zu beschäftigen. Nicht nur um sie zurückzuweisen, sondern auch um sie der Sache zunutze zu machen.

Eigenen Zweifeln nämlich kam entgegen, was wir an zwei Stellen von Beckers Rezension lesen: „Wenn aber Tav. in seinem Vergleich des Rolandsliedes mit dem Carmen recht hat und sich wirklich so wenig Spuren der angeblichen Vorlage in unserer Chanson finden, wird da nicht der Glaube wankend, daß das Carmen überhaupt eine Vorstufe des Rolandsliedes wiedergibt? Läßt sich denn das Carmen ohne weiteres in ein altfranzösisches Heldenlied umdichten?" (Sp. 240). „Ein dem Carmen genau entsprechendes französisches Heldenlied läßt sich nur denken, wenn man sich nicht die Mühe gibt, sich die Details in altfranzösischer Darstellung konkret auszumalen" (Sp. 241).

Diese Sätze scheinen uns einen wichtigen Fortschritt in sich zu schließen. Sie korrigieren treffend das Falsche an der RC-Hypothese, aber in ihren Konsequenzen durchgedacht, wenden sie sich gegen Beckers eigene Theorie, wonach das C eben doch eine französische Vorlage, nämlich unser Rld., hat.

Wie so viel andere waren wir in unserer ‚Vorgesch.' noch stark im Bann von G. Paris — was möchte eher zu verzeihen sein — und übernahmen ohne Kritik des Meisters Vorstellung, daß das Carmen auf einem französischen Gedicht beruhe. Becker hat recht darin, daß sich nichts Positives für diese Ansicht ins Feld führen lasse. Was wir selbst, Vorgesch. 12 ff., an Beweisen beigebracht haben, erledigt sich aus verschiedenen Gründen. Die Übereinstimmung zwischen C 339 ff. und Rld. 1651 ff. kann auch darauf beruhen, daß Turoldus nach dem C gedichtet hat. — Das Argument des *hunc* in C 451 hat schon Stengel mit Recht zurückgewiesen (diese Zs. XXVIII², S. 24 f.). Wir waren an dieser Stelle Michel's Text gefolgt, weil uns s. Z. der Text der Romania nur zeitweilig, mit großen Unterbrechungen, zur Verfügung stand. Im Mskr. steht aber *hº*, „*presumably for hoc*," wie uns der Keeper of Mss. des British Museum, G e o. F. W a r n e r, mitzuteilen die Güte hatte. Paris setzt *hos* ein, und diese Konjektur liegt näher als *hunc*. — Ein letztes Argument hatten wir (Vorgesch. 14, Anm. 32) von G. Paris übernommen: V. 283—295 in V⁴ seien ein Rest von RC, disiecti membra poetae. Nun ist aber die Übereinstimmung dieser Verse mit dem Bericht im C 65 ff. eine sehr vage; sie beschränkt sich auf die Erwähnung von Ganelons Furcht, und dies Motiv lag ja bei einem gefahrvollen Ritt durch fernes Land nahe. Alle charakteristischen

Züge der beiden Darstellungen sind verschieden; in V^4 eine Rede an das Pferd, in C Schilderung einer angstvollen Irrfahrt. Die Verse von V^4 sind kaum in eine normannische oder franzische Laisse umzudichten, da *o-e* und *ü-e*-Assonanzen durcheinander stehen, und so wird man sie als Kopistenzutat, frankoitalienischer Art, anzusehen haben. Dem Interpolator ging Ganelons Ritt zu rasch, darum retardierte er und schmückte aus. Dasselbe Bedürfnis fühlte und befriedigte, vielleicht unabhängig von jener Laisse in V^4, der Reimschmied in den Versen 34, 1—5 der Hdschr. von Chateauroux und Venedig[7] (bei Stengel zu L. 30); auch hier ist inhaltlich mit dem Carmen so gut wie keine Berührung.[4])

Gröber hat im Arch. f. d. Stud. d. neueren Sprachen u. Lit., Bd. 84, 1890, S. 297 ff., besonders S. 298, die wörtlichen Berührungen des C mit dem Rld. zusammengestellt; auch er schloß, ohne zureichenden Grund, auf Abhängigkeit des lateinischen Dichters von einer französischen Vorlage. Die „*chanson de geste*-mäßige Haltung des Ganzen" lasse auch das C nicht verkennen. Das trifft eben nicht zu; Beckers oben (S. 85) zitierte Sätze mögen zur Korrektur dienen. Alle von Gröber gesammelten Übereinstimmungen können ihre Erklärung darin finden, daß das lateinische Gedicht die Vorlage des französischen Epikers gewesen.

Auch das letzte Argument fällt also fort. Mit nichts läßt sich eine französische Vorlage für das C erweisen. Vielmehr spricht eher gegen die Annahme einer solchen Vorlage das von Becker in den oben zitierten Sätzen Angeführte. Vor allem sei betont, daß dem Verfasser des C auch nicht der geringste Gallizismus unterlaufen ist, was beim Umdichten einer volkssprachlichen Vorlage doch so nahegelegen hätte. Es gibt nichts Diskrepanteres als den geschraubten Stil des C und den klaren, sicheren Gang der Rolandverse. Das macht an und für sich die Annahme eines französischen Liedes RC wenig wahrscheinlich, obschon es natürlich kein zwingender Beweis für die Unmöglichkeit eines solchen Liedes ist.

Weiter führt die Betrachtung der Eigennamen im C. Auch hier keine Spur einer französischen Vorlage: kein *Franci* (vielmehr *Galli* 2. 195. 465), kein *Francia* (*Gallia* 195. 196. 467), kein *Karolus Magnus*. Unmittelbar aus dem Lateinischen geschmiedet erscheinen *Marsilius* (von *Mars*), *Grandonius* (von *grandis*, wenn nicht auch *grando* hereinspielt); daß Turoldus die gelehrten Formen Marsilies, Marsilie, Grandonies (: 1570) braucht, spricht doch stark für Abhängigkeit vom Lateinischen. Aber greifen wir der Detailuntersuchung nicht vor; die Beweislast für das Vorhandensein einer französischen Vorlage liegt ja durchaus

[4]) Auf die Beziehungen des C zur Venetianus-Gruppe einzugehen, wird sich Gelegenheit bieten, wenn wir, weiter unten, beim Durchgehen des C an die Szene von Margariz' Meldung an Marsilius kommen.

auf der Gegenseite, sei es, daß mit Paris und Voretzsch ein Lied RC in der Volkssprache konstruiert wird oder daß man mit Stengel und Beker das C für ein Derivat des Rlds. ansieht. Es genügt die Feststellung, daß keine der Parteien den pflichtschuldigen Beweis dafür erbracht hat, daß das C irgendwie von französischer Vorlage abhängig ist.

Das hypothetische Lied RC muß also ganz aus der Untersuchung ausscheiden; darin haben Stengel und Becker Recht. Wir haben es somit nur noch zu tun mit einem lateinischen Gedicht und einem französischen Epos, die in unleugbaren Beziehungen zueinander stehen. Nun stellt sich W. Grimm — dem die Hypothese einer französischen Vorlage für das C noch fremd war — das Verhältnis von C und Rld. so dar, daß keines aus dem andern unmittelbar entsprungen sei, vielmehr „jedes, bei aller sonstigen Übereinstimmung, mehr oder minder eigentümliches enthalte, sodann, daß dieses Eigentümliche nicht durch vorsätzliche Abänderungen, sondern aus volksmäßiger Mannigfaltigkeit der Sage entstanden" sei (Ruolantes liet, S. C). Danach wäre also, ebenso wie bei der RC-Theorie, kein direktes Abhängigkeitsverhältnis zwischen C und Rld. anzunehmen; die gemeinsame Grundlage beider wäre die mündliche Sage. Diese Auffassung erschien schon G. Paris unmöglich, und darum eben nahm er ein „Gedicht" als gemeinsame Quelle an. Die Grimmsche Ansicht setzt eine Verbreitung und einen Umfang der Sage voraus, für den sich kein Beweis, keine Wahrscheinlichkeit anführen läßt. „Positive Hinweise auf die Rolandssage kommen vor 1100 nirgends vor" (Becker, Grundriß 44); wenigstens genügt die Einfügung der Worte *et Hruodlandus Brittannici limitis praefectus* in den Text von Einhards Vita Karoli (Ende des 9. Jahrhdts.; in der wichtigen B-Klasse der Hdschr. fehlt der Passus noch) und das *signum Rotlani comitis* in der gefälschten Fassung D des Testaments des Abts Fulrad von Saint-Denis (Ende des 9. oder Anfang des 10. Jahrh.; vgl. Tangl in: Neues Archiv d. Ges. f. ältere deutsche Geschichtsk. XXXII, 1907, S. 206 f.) nicht, um das Vorhandensein einer inhaltsreichen, weitverzweigten Rolandssage zu erweisen. Man wird der Sage vielmehr nur einen recht „bescheidenen Bestand an Szenen und Personen" (vgl. Heusler, Lied und Epos, 1905, S. 34) zuschreiben dürfen und wird sich die Verbreitung vornehmlich an gewisse Reliquien, Klöster und Kirchen und die Kreise ihrer Besucher und adligen Gönner gebunden vorzustellen haben. Daß solch dunkles Raunen und Reden von dem toten Heldengrafen hätte die Fülle der Details übereinstimmend erhalten können, die C und Rld. gemeinsam sind, ist ausgeschlossen. Man denke z. B. an das genaue Zusammentreffen so beiläufiger Zahlenangaben wie C 103 und Rld. 13. 410—20 000 Mann an des Marsilius Hoflager. Unmöglich würde mündliche Sage das ganze taktische Gefüge der Schlacht

durch alle Treffen hindurch so fest erhalten, daß es in zwei Niederschriften verschiedener Sprache und Dichtart genau parallel verlaufend geblieben ist. Und endlich würde eine Beschreibung, wie die von Turpins Pferd aus mündlicher Sage nicht beidemal fast wörtlich entsprechend und dabei in umgekehrter Reihenfolge übernommen worden sein. Folgende Zusammenstellung wird den Sachverhalt verdeutlichen.

C 339	(Horridus aspectus	Rld. 1657	Soz ciel n'est beste ki encontre lui alge)
	auris brevis	1656	Petite oreille
	(ardua cervix	1654	l'eschine bien halte)
340	Costa prolixa	1654	Lungs les costez
	tibia recta	1652	gambes plates
341	pes cavus	1652	Piez corbez
344	Primus equos celeres cursibus equat eques	1651	Li destriers est et curanz et aates.

Es entspricht also für die annähernd gemeinsamen Attribute die Reihenfolge 1—8 im C genau der Reihe 8—1 im Rld. Beim C geht die Beschreibung im wesentlichen von oben nach unten, beim Rld. von unten nach oben. — Das *horridus aspectus* von C 339 ist augenscheinlich durch Rld. 1657 umschrieben, und Gautier's Übersetzung *Il n'y a pas de bête qui lui soit comparable* ist falsch. — Dem *ardua cervix* C 340 entspricht dem Zusammenhang, wenn auch nicht dem eigentlichen Wortsinn nach, *l'eschine bien halte* 1654; hier liegt doch nur leise Abänderung vor (cervix: corporis pars ab occipitio ad dorsum — Thes. ling. lat.), und *bien halte* und *ardua* stimmen noch zusammen. — Zwischen No. 5 und 6 der obigen Carmen-Reihe, in C 341, steht *crus perlargum*; es ist von Turoldus zu 1653 *Curte la quisse et la crupe bien large* erweitert worden, wobei auf die genaue Entsprechung von *perlargum* und *bien large* hingewiesen sein mag. Diese detaillierende Abänderung steht zwar nicht zwischen No. 5 und 6 der obigen Rld.-Reihe, aber doch nicht weit davon, zwischen 3 und 4. Gründe des Metrums und der Assonanz erklären die geringe Abweichung zur Genüge. — In 1652 hat O *copiez*, V^4 *coples*, Müller, Gautier, Stengel danach *colpez*, was G. Paris (Rom. XI 509, n. 1) hier nicht erklären zu können meint. „Il y a là sans doute un mot particulier, dont le latin *pes cavus* nous donne peut-être le sens." Die Konjektur *corbez* dürfte sich aus der lateinischen Parallele ohne weiteres ergeben.

Wenn irgend etwas, so zeigt die Vergleichung der beiden Beschreibungen von Turpins Pferd, daß literarische Abhängigkeit vorliegen muß, daß einer der Verfasser das Werk des andern vor sich hatte und unsern Abschnitt erst überflogen, dann gleich von rückwärts her übertragen hat. Wenn also ein älteres französisches Lied oder Epos (RC) als gemeinsame Quelle nicht

angenommen werden kann, wenn mündliche Sage zur Erklärung der Übereinstimmungen nicht ausreicht,[5]) so bleibt schließlich nur das literarische Problem: hat der lateinische Dichter des Turoldus Epos benutzt oder hat Turoldus nach dem C gedichtet?

Auf der Basis dieser Fragestellung treffen wir also mit unsern verehrten Gegnern Stengel, Baist, Becker zusammen. Das Problem ist verdunkelt worden dadurch, daß von Grimm an bis in die neueste Zeit Pseudoturpin und Karlamagnussaga mit in die Untersuchung hineingezogen worden sind. Wir selbst hatten noch die unbegründete Hypothese eines älteren, verschollenen Epos von G. Paris und Suchier (Geschichte der französischen Literatur, 1900, S. 26) übernommen. Auch diese Eierschale muß fallen. Da wir in unserer Vorgesch. RC inhaltlich aufs engste mit C gleichgesetzt hatten, oder nach Voretzsch' Ausstellung „C zu sehr mit seiner (verlorenen) französischen Vorlage identifiziert hatten", so bleibt Kern und Wesen unserer einstigen Beweisführung durchaus unberührt von der obigen pflichtschuldigen Korrektur. Im Gegenteil, wir hoffen, daß nach Aufgabe der RC-Theorie die Priorität des C um so klarer sich erweisen läßt. Wir behaupten also nach wie vor, C ist kein kürzender Auszug aus dem Rld., wie es Stengel, Baist und Becker annehmen, und stellen denselben die These entgegen: eine Handschrift des C ist des Turoldus Hauptquelle gewesen.

Gegenüber einer neuen Behauptung pflegt sich das Mißtrauen besonders lebhaft zu rühren, und diejenigen, welche solche neue Thesen bestreiten, haben von vornherein mehr Aussicht auf williges Gehör und auf Nachfolge als der Verfechter der neuen Auffassungsweise. So ist es G. Paris mit seiner RC-Theorie gegangen; während sie, dank dem Ansehen des Meisters, in romanischen Ländern ungeprüft und obenhin akzeptiert worden ist, hat sie in Deutschland nach der ersten Bestreitung durch Stengel eine Reihe entschiedener Gegner und viel laue Anerkennung gefunden, jedenfalls nicht das gebührende Maß an eingehender, wohlwollender Nachprüfung, die schließlich zur Abstreifung des Falschen, zum Herausschälen des wichtigen Wahrheitsgehaltes geführt hätte. Wir wollen uns diesen psychologisch leicht erklärlichen Vorteil der Defensive zu Beginn unserer Diskussion selbst zunutze machen. Die Bestreiter der Priorität des C haben nämlich ihrerseits zwei positive Sätze zur Begründung dieser Ansicht aufgestellt: 1. C habe die Blancandrinepisode ge-

[5]) Daß ebensowenig Lieder dafür in Betracht kommen können, braucht nicht mehr ausgeführt zu werden. Hat es französische *cantilènes* von Rolands Tod gegeben, so würden doch solche Lieder niemals z. B. das taktische, nach allen Regeln der Kriegskunst ausgeführte Bild der Roncevauxschlacht bieten und mit aller Genauigkeit durch Jahrhunderte festhalten können.

kannt. Das würde nach unserer Auffassung allerdings die Priorität des C ausschließen. Aber prüfen wir S t e n g e l s Beweise, Zs. f. rom. Phil. VIII 509—512.

C 15 soll die Eingangsverse des Rlds. (2 f.) reflektieren. Aber diese Verse gehören nicht zur Blancandrinepisode, die erst mit L. 2 beginnt. Vgl. Vorgesch. 10 Anm. 17 und damit übereinstimmend Brückner 71.

C 16 soll an Rld. 266, 267 anklingen. Aber auch die Laisse 19, zu der diese Verse gehören, hat nichts mit dem Blancandrineinschub zu tun.

Die Verse 29 ff.

> Legatum lega cui dicas ut sibi dicat
> Ut tibi submittat se, sua regna, suos;
> Vel sibi si mavis per legatum breve leges,
> Ut melius possit credere posse tibi . . .

und 35 ff.

> Da Carolo regnum. Dic: Do, tunc esse superstes
> Fors poteris; sed dic: Abnuo, nullus eris.
> Non sic nullus eris, quia non tantummodo nullus,
> Immo minor nullo, si minor esse potes . . .

sollen „doch offenbar nur einen Sinn haben, wenn sie die Antwort bilden auf ein Anerbieten Marsilions, das Roland nicht für aufrichtig gemeint hält. Sie markieren die Bedingungen, unter denen der nachgesuchte Friede gewährt werden soll". Das alles aus den obigen Versen herauszulesen, ist ein Wagnis, das unsere Leser wie wir selbst nicht mitmachen werden. Es ist doch wirklich mit keinem Wort auf vorausgegangene Verhandlungen hingedeutet! Der Sachverhalt im C ist ganz klar und folgerichtig: Spanien ist unterworfen, nur Marsilius ist noch frei. Roland aber will ganze Arbeit gemacht sehen, folglich muß auch Marsilius zur Unterwerfung gezwungen werden.

Ein weiteres Argument Stengels beruht auf C 147: *Fortisan instinctu Rollandi mitteris.* „Woher weiß denn aber hier Marsilius mit einem Mal, daß zwischen Gueno und Rollandus nicht alles in Ordnung ist, während doch Gueno nach C aus heiterem Himmel vor ihm erscheinen soll? Wenn wir Marsilius auch für diplomatisch höchst gut unterrichtet von den Verhältnissen in Karls Heerlager halten wollten,... so wäre denn doch der Divinationsgabe des Marsilius zu viel zugemutet, wenn er ohne irgend welchen direkten Anhalt die in V. 147 ausgesprochene schlaue Vermutung geäußert haben wollte. Er muß also von den jüngsten Vorgängen im Kriegsrat der Franken unterrichtet sein. Durch wen anders konnte das aber besser geschehen als durch den im Rld. allein erwähnten Boten Blancandin...?" — Wir haben Vorgesch. 10 Anm. 19 zwei Erklärungsversuche gegeben, von denen wir den ersten (C habe ungeschickt gekürzt)

zurücknehmen müssen. „Aber vielleicht hat C ... nur ungeschickterweise Marsilius aussprechen lassen, was allein er, der Dichter, bis dahin wissen konnte.“[6]) Damit berührt sich, was Brückner 77 f. ohne Kenntnis unserer Vorgesch. Stengel erwidert hat. „Nach der Sachlage in C konnte Marsilius auch ganz wohl von selbst auf den Gedanken kommen, Roland habe die Sendung Ganelons veranlaßt, denn nach C's Darstellung war er ja der einzige Ratgeber des fränkischen Kaisers .... Freilich hatte der Dichter, der das Gespräch auf Roland bringen wollte, es ungeschickt angefangen, wenn er Marsilius ohne weiteres so sprechen läßt.“ Der Rolandsdichter hat, wie Brückner zutreffend ausführt, die störende Härte seiner Vorlage ausgeglichen; durch das Gespräch Ganelons mit Blancandrin L. 29—31 wie das andere mit Marsilius L. 41—45 wird nicht ohne Gewandtheit Roland in den Vordergrund geschoben, als das vor allem in Betracht kommende Opfer des Verrats. — Stengel verfällt hier in den Fehler, den er in Laurentius' und Paris' Arbeiten öfter glaubte korrigieren zu müssen: einer geringfügigen Unebenheit, die sich allenfalls sogar logisch rechtfertigen läßt, legt er übertriebene Wichtigkeit bei. Denn es ist gewiß ein kühner Schluß, aus der Zeile *Fortisan instinctu Rollandi mitteris* das Vorhandensein der umfangreichen Blancandrinepisode in einer Vorlage des C zu folgern. Nicht also wie Stengel will, „basiert hier C evident auf dem Rld. und entstellt dessen Angaben in unglücklicher Weise“, sondern der planvoll schaffende Dichter des Rlds. fügt seiner Vorlage die fehlende Motivierung ein, wozu ihm die Blancandrinepisode eine bequeme Handhabe bot.

Ein letztes Argument für Kenntnis der Blancandrinlaissen seitens des Verfassers von C sieht Stengel vielleicht in folgendem: „Auf den Anklang von C 90 an die statt O 11 herzustellende Zeile von R:

Suz une olive s'en est alez a l'umbre

wie der bereits von Paris hervorgehobene der V. 101—3 von C mit O 13 braucht hier nur hingewiesen zu werden.“ Den Versen C 89 f.

Deinde videt regem spaciantem sub spaciosa
P i n u , sub cujus frondibus u m b r a placet

entsprechen im Gang der Erzählung vielmehr die Verse der L. 32:

Un faldestoet out suz l'u m b r e d'un p i n ,

[6]) Vgl. D r e r u p , Homer, 1903, S. 15: „Bei Unebenheiten und Widersprüchen ist sehr häufig nur eine Unachtsamkeit oder Unbeholfenheit des Dichters zu konstatieren, welcher die handelnden Personen gelegentlich e t w a s e r w ä h n e n l ä ß t , w o v o n s i e e i g e n t l i c h n i c h t s w i s s e n k ö n n e n , ... welcher besonders deutlich in der Vorbereitung späterer Ereignisse seiner Person etwas sagen oder tun läßt, was sich von ihrem Standpunkt aus nicht völlig erklärt.“

usw. So die Lesart in O; Stengel hat nach V^4 die Pinie beseitigt, um die gleichmäßige Verteilung der Baumarten auf Christen und Sarazenen durchzuführen. Solch Bestreben mag aber schon den Kopisten von V^4 (und danach die verwandten Handschriften) ebenso wie spätere Ependichter beeinflußt haben.[7]) Im Rolandslied werden die Bäume noch rein sachlich, aus selbsterworbener Anschauung heraus und nicht schematisch, nach politischen Rücksichten verteilt. (So mit G. Paris, Rom. XI 500 n. 3; anders Stengel, Zs. f. rom. Phil. VIII 508 Anm. und früher wir selbst, Vorgesch. 24 f. zu V. 11; 82 zu V. 993.) Wir sehen keinen Grund, um den *pin* in V. 407 aufzugeben. Im Gegenteil, in 500 wird ja ausdrücklich auf d e n *pin* zurückgegriffen:

Vait s'apuier suz l e pin a la tige,

wo wieder V^4 und Stengel *un* statt *le* schreiben müssen. Der Dichter hat die, von der Pinie umrankte Szene ganz klar gesehen. Doch, worauf es uns hier nur ankommt, C 89 f. entspricht zunächst den Versen 407 ff. im Rld., wie C 103 — die 20 000 Sarazenen — zunächst in V. 410 derselben L. 31 ihre Entsprechung finden. Das sind aber Verse, die mit dem Blancandrineinschub nichts zu tun haben: Ganelon erblickt das Treiben an Marsilius' Hof, dies Moment der Erzählung ist ja beiden Berichten gemeinsam. Hierin liegt also nichts Beweisendes für Kenntnis der Blancandrinepisode auf Seiten des Lateiners. Vielmehr mußte Turoldus, als er diese Episode in seine Vorlage einfügte, schon in L. 2 das Hoflager des Marsilius schildern. Er entnahm natürlich auch für diese erste Beschreibung die Anregung und das nötige Material der Schilderung seiner Vorlage, C 89 ff., und so ist denn auch in L. 2 sowohl die *umbre* V. 11 als auch die Zahlenangabe *vint milier d'humes* V. 13 hereingekommen. Sobald man in Turoldus den nachschaffenden Dichter (darum vielleicht *declinet* 4002), im C die Vorlage sieht, liegt alles klar auch in obigem Punkt. Aber selbst bei andrer Auffassung wäre Stengels Argument nicht durchschlagend, weil C seine Verse 90 bezw. 101—103 ebensogut wie aus L. 2 auch aus L. 31, aus einem Stück dem Rld. und C gemeinsamer Erzählung entnommen haben könnte.

Nicht für unsere Frage (ev. Kenntnis der Blancandringesandtschaft seitens des Verfassers C) kommt in Betracht das Argument Stengels auf S. 510: C 22—28 seien „offenbar nur eine verunglückte Kombination" von Rld. 180 ff. „und den Eingangsversen Rld. 6—9." Diese letzten Verse gehören nicht zur Blancandrinepisode. Turoldus hat sie aus dem bei C schon gleich im Anfang der eigentlichen Handlung stehenden Kriegsrat

[7]) V^4 umgeht den *if* 406, die *sapeie* 993 und ersetzt den *lorier* 2651 durch die Olive; so wird der Kopist denn auch den *pin* in 407 absichtlich beseitigt haben.

in seine Expositionslaisse 1 hereingenommen; mit Blancandrin und seiner Gesandtschaft haben sie nichts zu tun.

Blicken wir auf Stengels Beweisgründe zurück. Die Leser werden mir zugeben, daß sie bis auf das eine, doch leicht erklärliche *Fortisan instinctu Rollandi mitteris* recht belanglos sind, zumeist aber den Gegenstand gar nicht treffen.

Nach der Feststellung, daß Kenntnis der Blancandrinepisode seitens des Carmendichters keineswegs erwiesen ist, gehen wir zur zweiten positiven Behauptung der Gegenseite über. „Der Turpin verrät noch offenkundiger als das Carmen die Spuren der Baligantepisode" (Becker, Grundr. 45). Das ist für den Turpin richtig, aber wo ist im C eine Spur der Baligantepisode zu entdecken? Selbst ein hochdotiertes Preisausschreiben würde resultatlos verlaufen müssen. Was bisher, doch nur vermutungsweise, zur Stütze dieser zweiten These angeführt worden ist, findet sich bei Stengel 511 Anm. 1. Der Zug, daß Bramimund im C sich für Ganelon verwendet, von seiner Schönheit ergriffen, „könnte auch für die Existenz der Baligantepisode in der Vorlage von C sprechen, da nur in dieser Bramimund stärker hervortritt." Welch kühne Folgerung wäre das! Wird nicht jede Königin normalerweise dann am stärksten hervortreten, wenn ihr Gemahl im Sterben liegt und der einzige Sohn und Erbe tot ist! Wer anders hätte den todwunden Gatten beklagen, Baligants Gesandten und Baligant selbst empfangen, die Stadt übergeben können als die Königin? Ist nicht selbst hier ihre Rolle im Grunde eine notgedrungene, passive, repräsentative, wie sonst im Rld? Und wäre dem selbst nicht so, es bliebe immer noch ein falscher Schluß: weil Bramimund in der Baligantepisode mehr hervortritt, so muß ein lateinischer Dichter, der sie eine doch immerhin maßvolle Rolle spielen läßt, eben diese Episode gekannt haben. Wo doch Bramimund im Rld. auch in der Szene mit Ganelon, auch in der vorletzten Laisse nicht nur erwähnt wird! Doch Stengel selbst legt ja auf das in Rede stehende Argument kein großes Gewicht, und so bleibt nur die Feststellung, daß für die behauptete Kenntnis der Baligantepisode seitens des Dichters von C auch nicht der geringste Beweis erbracht worden ist.

Warum fehlen also Blancandrin- wie Baligantepisode im C, ohne auch nur die leiseste Spur zu hinterlassen? Die Gegenseite wird antworten: jene beiden Episoden sind vom Verf. des C r e i n l i c h ausgeschieden worden. Daß der lateinische Reimschmied kürze, das liege doch auf der Hand. In der Tat ist dies Vorurteil alt und allgemein. Schon G r i m m (s. o. S. 83) deutete auf die Möglichkeit hin, daß C gekürzt habe. — Als dann G. P a r i s gegen den Schluß jener grundlegenden Untersuchung, Romania XI, durch seine falsche RT-Hypothese in die Brüche geriet, — in bezug auf Durendals Abschied, den

einen Heiden, der als letzter von Rolands Hand fällt und das Duell zwischen Tierri und Pinabel standen Rld. und T gegen C — half er sich mit der Annahme: C est ici très abrégé (S. 511). Toute la fin dans C est tellement tronquée qu'on se demande si son original n'était pas défectueux (S. 512). Diese Annahme wurde durch Paris' Notlage gefordert, aber nicht bewiesen. Sie war Wasser auf die Mühle der Gegner. Zunächst wiederholte Stengel in seiner Entgegnung (S. 502) die Behauptung von der rücksichtlosen Kürzung, welche der Verf. des C mit seiner Vorlage vorgenommen habe. „Gegen den Schluß hin nimmt diese Neigung zum Kürzen in C so überhand, daß sich z. B. nicht einmal ausmachen läßt, ob die Baligantepisode ... in der Vorlage von C fehlte, oder selbständig von C ausgelassen wurde." Eine Begründung erübrigte sich für Stengel damals, weil kein Gegensatz bestand. In unserer Vorgesch. haben wir, im Bann der gemeinsamen Auffassung von Paris und Stengel, noch ohne Bedenken S. 12 das C „eine gekürzte Übersetzung halb und halb Bearbeitung" genannt. „Kleinere Episoden könnte es ganz übergangen haben" (S. 16). In der eigentlichen Untersuchung aber haben wir von diesem Ausweg, soweit wir sehen, nur einmal, in einem ganz nebensächlichen Punkte, Gebrauch gemacht.[8]) Das Lachen Rolands, V. 323, sei ein so unwesentlicher Zug, daß ihn das C wohl übergangen haben mag (S. 42). Dieser Satz sei hiermit in aller Form zurückgenommen. Im übrigen haben wir uns nicht nur Stengels, sondern auch Voretzschs Kritik zugezogen, weil wir das kürzende Verfahren des Carmendichters zu wenig berücksichtigt hätten. Zum Beweis für diese Kürzungen weisen beide auf C 242 hin:

Et reliqui quorum nomina non memoro.

Damit werde die „Unterdrückung der meisten Pairs-Namen ausdrücklich zugegeben" (Stengel, diese Zs. XXVIII[2], S. 25). Das heißt eine banale Redensart, ein gleichgültiges ‚Undsoweiter' allzuernst nehmen. Wie oft begegnet nicht solche Wendung, wenn Autoren nichts zu sagen wissen oder nichts sagen wollen.[9]) Entweder mochte unser Dichter nicht durch Namenaufzählung ermüden, vielleicht auch hatte er an dieser Stelle weitere Namen

[8]) Dazu zweimal in den einleitenden Ausführungen der schon 1901 gedruckten Dissertationsbogen. Die Vermutung S. 10 Anm. 19 Abs. 1 unserer Vorgesch. ist bereits oben S. 90 f. zurückgenommen worden, die Behauptung der S. 13 Abs. 1 fällt mit der oben S. 85 gegebenen Korrektur.

[9]) Vgl. z. B. Vita Hludovici imp. (Mon. Germ. Scr. II, 1829, S. 608): ... *quorum, quia vulgata sunt, nomina dicere supersedi;* Eadmeri Historia novorum, Lib. II (ed. by Rule, London 1884, S. 77): *Subscripserunt his multo plures, quos nos brevitati studentes notare non necessarium duximus;* Orderici Vitalis Historia eccles. XI 12 (ed. Le Prevost, Tom. IV, 1852, S. 213): ... *et multi alii profecti sunt, quorum nomina nequeo singillatim litteris assignare.*

gar nicht zur Verfügung und suchte sich erst nachher noch ein paar (Engelierus, Anseus, Walterus) für den Gebrauch zusammen. Die Namen, die Turoldus in der C 241 f. entsprechenden Laisse bietet, deuten auf den wahrscheinlichen Sachverhalt hin. Der Rolanddichter übertrug zuerst ziemlich genau C 241

Huic c o m e s in primis Oliverus, Gero, Gerinus

in

Delez lui vient sis c u m p a i n z Oliviers,
Vint i Gerins e sis compaing Geriers (793 f.).

Nun ließ ihn die Vorlage im Stich. Das *Nomina sunt odiosa* gilt für den Epiker nicht. Turoldus suchte also die Lücke auszufüllen und die Zwölfzahl herzustellen. Da werden Namen erfunden oder von weither herangezogen, *Ate* (so B a i s t, Zs. f. rom. Phil. XVIII, 1894, S. 273) und *Berengiers*, *Girarz de Rossillon* und der Herzog *Gaifiers*, von dem nachher auch nicht einmal mehr die Rede ist. Kurz, bei Turoldus liegt Füllsel vor, und nicht Kürzung im C.

Gehen wir auf ein weiteres Argument bei Voretzsch ein. Er zitiert (Zs. f. roman. Philol. XXXII 714 Anm. 1) die Verse 267 ff.:

Samson, Turpinus, Oliverus, Gero, Gerinus
Quinque prosternunt corpora, quisque suum;
Post *alii quinque* prosternunt corpora quinque.

„An der korrespondierenden Stelle, Roland 1213 ff., treten tatsächlich nacheinander Olivier, Turpin, Gerin, Gerier und Samson auf. Daraus kann man mit Sicherheit schließen, daß der Verfasser auch die Namen der folgenden Kämpfer (1281 ff.): *Anseïs Engelier*, *Oton*, *Berengier* gekannt hat." So Voretzsch. *Anseus* und *Engelierus* kommen allerdings später im C vor (V. 305. 317). Ob der Lateiner schon an unsrer Stelle die beiden Namen präsent hatte oder sie erst weiterhin bei passender Gelegenheit erfand, das halte ich nicht für ausgemacht; die Frage ist auch unwichtig. Ich sehe keinen Beweis dafür, daß dem Dichter des C die Namen *Otes* und *Berengiers* bekannt waren. Wichtig aber ist ein Satz, der bei Voretzsch folgt: „Daß der Verf. des C von 10 Kämpfen statt 9 redet, ist mißverständliche Auffassung von Roland 1308

Des XII pers li X en sunt ocis."

Gerade umgekehrt scheint mir hier das Rld. in deutlicher Abhängigkeit von C. Das *alii quinque* in 269 könnte allenfalls daherkommen, daß zufällig 5 Namen den Hexameter 267 ausgefüllt haben. Es wird doch vielmehr eine beabsichtigte Rechnung vorliegen. Nach dem C hat des Marsilius Neffe 11 Begleiter, er selbst ist der zwölfte. Die G. Paris unklar gebliebenen Verse 253 f. erhalten durch zwei notwendige Konjekturen ihren Sinn zurück:

Patricios hic u n d e n o s conjurat in a r m a ,
Rege duodecimus cogitur ire tamen.

arma für *omnes* der Hdschr. nach Lucan II 48:

. . . *conjuret in arma*
Mundus . . . ;

Claudian XV 331 f. (Carmina, rec. Jeep, Vol. I, Lipsiae 1876, S. 131):

. . . *conjurat in arma*
Progenies vesana Iubae . . .

undenos für *undecimus*, das wohl durch das *duodecimus* des folgenden Pentameters hereingekommen, ist unzweifelhaft gegeben. Mittellateinisch ist die Vertauschung von Cardinale und Distributivum (darüber V o i g t in seiner Ausg. des Ysengrimus, 1884, S. XLI f.); vgl. z. B. Hrotsvitha, Pelagius 129 (Opera, ed. Strecker, Lipsiae 1906, S. 57): *Loris procedunt vincti comites duodeni;* Ysengr. II 8:

Dentibus undenis dimidioque carens.

Nach dem C sind es also im ganzen 12 Kampfgenossen auf sarazenischer Seite. Von ihnen fällt erst des Marsilius' Neffe (C 257 ff.), dann werden 2 × 5 weitere Pairs (268 f.) getötet, und es bleibt richtig noch einer, Margaretus, übrig (279 ff.). Hier ist die Ziffer (2 × 5 =) 10 durchaus an ihrer Stelle, es liegt gar kein Mißverständnis auf Seiten des Carmendichters vor, wie Voretzsch meint. Dagegen muß dieselbe Zahl in dem oben zitierten Vers Rld. 1308 auffallen. Wie kommt Turoldus dazu, gerade zwischen 10 und 11 den Schnitt zu machen? Warum nicht zwischen 11 und 12, wo doch eben nur einer von den 12 entrinnt und sich dadurch gegen die übrigen abhebt! Der Rolanddichter hängt hier augenscheinlich an der Zahlenangabe seiner lateinischen Vorlage. Betrachten wir sein Verfahren im einzelnen, so wird diese Abhängigkeit noch deutlicher. Ganz dem C entsprechend, läßt Turoldus erst durch Rolands Hand den Aelroth fallen; dann treten die 5 Frankenpairs auf, die in C 267 mit Namen gegeben waren (Olivier und Turpin kommen als die bedeutenderen voran), und nun läßt den Dichter die Vorlage mit dem *alii quinque* 268 allein. Die fehlenden Namen müssen beschafft werden: zwei waren noch aus dem weiteren Schlachtbericht im C zu entnehmen, Anseis (C 317) und Engeliers (C 305); sie kommen denn auch zunächst heran. Den Walterus (C 421. 425) kann Turoldus nicht brauchen, da er ihn schon vorher detachiert hat (L. 66). Da greift er denn auf die Namen zurück, die er sich L. 65 zusammengesucht hatte und holt sich daher Oton und Berengier. Damit sind 10 Sarazenenpairs durch 10 ihrer christlichen Gegner erledigt. Die Tatsache wird getreu der lateinischen Vorlage nach gebucht.

Da Turoldus in der Zehnzahl den Aelroth eingerechnet hat, das C aber nicht, so kommt im Rld. die Zahlenangabe an eine Stelle zu stehen, wo sie für den Gang der Erzählung ganz belanglos ist. Dem Rolanddichter bleiben $12 - 10 = 2$ (statt wie im C $12 - (1 + 2 \times 5) = 1$) sarazenische Pairs übrig, Chernubles und Margariz. Statt nun zwei weitere Frankenpairs gegen die beiden aufzubieten, wie man erwarten sollte, fängt Turoldus mit Olivier wieder von vorn an, dem dann Roland als Gegner des 12. Sarazenen folgt (vgl. Vorgesch. 106). Das verstärkt noch den Schnitt zwischen No. 10 und 11, und daß hier die Zahlen der lateinischen Vorlage die Logik der Handlung durchkreuzend eingewirkt haben, das wird noch dadurch nahegelegt, daß Chernubles als zwölfter getötet wird, hinter Margariz, der entkommt; als ob Turoldus sich auf die vergessene Nummer 12 nachträglich besonnen hätte.

Der Vergleich der obigen, von Voretzsch angezogenen Stelle spricht also eher dafür, daß Turoldus in Abhängigkeit vom C ist, als für das umgekehrte Verhältnis.

Andere Argumente hat S t e n g e l (diese Zs. XXVIII[2] 25) dafür beibringen wollen, daß C seine Vorlage rücksichtslos gekürzt habe. So habe er den Namen Rencesvals ausgelassen.

Im gleichen Sinne fragt B e c k e r (Literaturbl. XXVI 241): „Weil Roncevaux in den Distichen nirgends steht, soll der Name im Ur-Roland gefehlt haben?“ An einen schriftlich fixierten französischen Ur-Roland glauben wir nicht mehr. Daß aber die (ihrem Inhalt und ihrer Ausdehnung nach vielleicht recht geringe) Sage, aus der das C geschöpft hat, daß diese ursprüngliche Rolandsage schon den Namen Roncevaux in sich beschlossen hat, das bezweifle ich allerdings, und stimme darin vielleicht mit meinem verehrten Gegner zusammen. Die Sage ist in Geographie schwach. — Auch daß der Dichter des C diesen Ortsnamen überhaupt gekannt hat, glaube ich nicht. Die alten historischen Berichte bieten doch den Namen Rencesvals nicht. Turoldus allerdings hat Roncevaux aus eigner Anschauung kennen gelernt (so mit Recht Becker, Grundr. 36). Daß in der Handschrift des C das erste Incipit lautet: *Incipit prologus in bello de Runcevalle*, beweist nichts — dieses Incipit kann ja von irgend welchem Schreiber herrühren.

„Man beachte ferner, daß Rollandus 21, Oliverus 225, Turpinus 267 ohne weitere Angabe eingeführt, also als anderweit bekannt vorausgesetzt werden; dasselbe gilt von consul Gueno 39.“ So fährt Stengel fort. Nun Gueno wird doch durch die Bezeichnung ‚Graf‘ wenigstens etwas näher bestimmt. Für Olivier holt C 241 zum Teil die Einführung nach (*Huic comes in primis Oliverus...*). Aber wie werden denn Roland und Olivier im Rld. eingeführt?

103 Charles li magnes estoit en un vergier,
Ensembl'od lui Rollanz et Oliviers.

Erst im Verlauf des Epos erfährt der Hörer näheres über diese beiden; am meisten charakterisieren sie sich doch selbst durch ihre Handlungen. Nicht anders ist Vergil vorgegangen; man vgl. H e i n z e , Vergils epische Technik², 1908, S. 374 ff. Oft werden in der Aen. nähere Angaben über die Personen erst dann gemacht, „wenn sie ihre Hauptszene zu spielen haben." Oder man lese z. B. III 239 f.

... dat signum specula Misenus ab alta
Aere cavo. invadunt socii et nova proelia temptant ....

Kein Wort darüber, wer Misenus war; sein Tun erklärt, was der Leser wissen soll.

So zeigt sich überhaupt bei vergleichender Betrachtung andrer Dichtwerke Stengels Argument als hinfällig. Hat auch Homer gekürzt, weil „es ihm nicht eingefallen ist, zu sagen, wer Achill oder Agamemnon war"? Stengel sieht fälschlich in einem naiv oder bewußt gebrauchtem Kunstmittel dichterischer Erzählung ein Indizium für nachträgliche Kürzung.

Auf einem Versehen beruht wohl der nächste Satz Stengels: „Turpinus wird, ebenso wie 241 Oliverus, 421 sogar *comes* tituliert, wogegen 451 scharf kontrastiert." An beiden Stellen heißt doch *comes* Begleiter!

419 Rollandus jam non vexat nisi tercius hostes,
Tercius impugnat, tercius obstat eis;
Turpinus comes huic hinc, Walterus comes inde.

Von Wichtigkeit dagegen ist die Feststellung Stengels (S. 31), daß der geistliche Stand Turpins nirgends angegeben wird. Es wird sich so erklären lassen, daß das Carmen in der Diözese von Reims entstanden ist, wo Turpin, der große Erzbischof, unvergessen war (vgl. Becker, Grundr. 46). Im Verhältnis zur Länge des C tritt Turpinus stark hervor, relativ mehr als im Rld. (vgl. C 267, 295—301, 319, 335—346, 369, 421, 437 bis 452). Und wir werden weiter unten noch anderweitige Indizien dafür antreffen, daß das Carmen mit Reims und seinem Sprengel zusammenhängt. Da das C ein Schulbuch, für Klosterschulen berechnet, ist, war ein Prädikat für den gefeierten Wohltäter der Reimser Kirche, den Günstling des großen Karls, nicht nötig.

Wir kommen nun zu einigen Argumenten Beckers (Literaturblatt XXVI, S. 241).

„Weil in den lateinischen Versen nirgends *Carolus Magnus* (– ⏑ – / – ⏑) vorkommt, sollte es nicht in der franz. Vorlage gestanden haben?" Ja das unglückliche „Schlüssel"wort *Charlemagne* müssen wir allerdings preisgeben. Stengel hat mit

seinem Einwand (diese Zs. XXVIII² 32 f.) Recht. Die betr. Stelle meiner Vorgesch. (S. 19), in den schon 1901 ausgedruckten Dissertationsbogen, entsprach einem nachher überwundenen Stadium der Untersuchung, wo wir naiverweise die älteren Teile des Rlds. noch für herausschälbar hielten. Alte, liebe Zeit! Mit der Leugnung einer französischen Vorlage für das C wird das ganze Indizium ja hinfällig. Doch mag dem oben zitierten Satz Beckers gegenüber bemerkt sein, daß im C immer *Kărŏlus* gemessen wird (3. 35. 113. 145. 173. 180. 429), und daß *Karolus Magnus*, *Karolum Magnum* sehr gut in den Hexameter hineinpaßt, sobald das folgende Wort konsonantisch anlautet (Genit., Dativ, Abl. passen stets). Wenn nun wirklich C das Rld. gekürzt hätte, wäre es allerdings auffallend, daß dem lateinischen Dichter nicht auch einmal ein *Karolus Magnus* untergelaufen ist. Aber lassen wir hier immerhin den Zufall gelten, so gut er sich auch in das System unserer Auffassungsweise einfügt.

„Weil der lateinische Versifex die Verwandtschaftsbeziehungen nirgends ausdrücklich erwähnt, sollen sie jüngere Erfindung sein?" Diese Frage Beckers möchte ich allerdings bejahen. Irgend einer muß doch nun einmal z. B. das Onkelverhältnis Karls zu Roland ersonnen haben. Warum sollte es nicht Turoldus gewesen sein! Die französische Epik spinnt ja vor unsern Augen solche Verwandtschaftsverhältnisse aus. In dem *regret* des C für Roland (465—472) keine Erwähnung seiner Verwandtschaft mit Karl, und bei Karls Trauer um die Toten (475—479) von Roland nicht die Rede. Das spricht doch dagegen, daß dem Lateiner etwas von diesem besonderen Verhältnis Rolands zu Karl bekannt gewesen ist. Anderseits kann man leicht erklären, wie Turoldus zu dem Motiv gekommen ist. Der erste der sarazenischen Pairs war im C als des Marsilius Neffe eingeführt, und wie nun Turoldus Pendants schaffen mußte bis ins Kleinste, so machte er auch den vornehmsten christlichen Kämpfer zum Neffen seines Herrn und Kaisers.

Was wir bisher an vermeintlichen Kürzungen des C besprochen haben, betrifft Kleinigkeiten, Auslassung von Namen, einführenden Bezeichnungen und Verwandtschaftsbeziehungen. Wenn man mit Voretzsch solche Kürzung im Kleinen zugeben wollte, so wäre damit noch gar nicht bewiesen, daß der Dichter des C so wichtige, so spannende oder so umfangreiche Episoden seiner Vorlage stillschweigend übergehen konnte, wie die Blancandringesandtschaft, die *dulor de la mort de Rollant*, Rolands Abschied von Durendal, die Baligantschlacht, schön Aldas Tod. Es bleiben alle die schweren Bedenken zu Recht bestehen, die wir Vorgesch. 11 f., 202 Anm. 366, diese Zs. XXVI² S. 154 f. formuliert haben. Eingegangen auf diese Bedenken ist eigentlich nur B e c k e r; aber folgen wir seinen Erklärungsversuchen (Literaturbl. XXVI 240).

„Man denke sich nur, was man selber anfinge, wenn einem etwa als Aufnahmebedingung für das Seminar die Aufgabe gestellt würde, ein Stück aus den Nibelungen oder dem Rasenden Roland in französischen Alexandrinerpaaren wiederzugeben!" Der Vergleich ist weit hergeholt und, scheint mir, nicht ganz zutreffend. Einmal wäre jedem Seminaraspiranten soviel dichterische Fertigkeit im Französischen zu wünschen, als sie unser „Versifex" im Lateinischen besaß. Sein Stil mag manchem nicht behagen, er ist gewiß etwas gesucht und eintönig, aber die Technik beherrscht er doch durchaus. Die hätte ihn nicht gehindert, in seiner Art zu sagen, was er nur immer wußte und wollte. Aber gehen wir selbst auf das Bild ein, **nehmen** wir an, es hätte jemand nach dem Nibelungenlied Siegfrieds Tod in französischen Alexandrinern zu erzählen und wäre halbwegs bei gesundem Verstand: dann müßte es mit schlimmen Dingen zugehen, wenn er eine so grandiose Szene wie das Bluten des Leichnams in Gegenwart des Mörders ganz wegließe, dafür an die detaillierte Beschreibung der Jagd im Odenwald etwa ein halb hundert Verse wendete. Nun, wie gesagt, das Bild an sich ist wenig zutreffend. Auch nicht, was in Beckers Argumentation damit zusammenhängt: „Man mutet dem lateinischen Versifex da eine Geduld, eine Fertigkeit, auch soviel Zeit und Muße zu, wie er sie kaum besaß." Ja warum denn nicht? Wenn irgend ein Gedicht keine Spuren der Eile verrät, so ist es das C. Mit dem geringsten Gedanken spielt noch der Dichter seltsam hin und her, wie Kinder mit Seifenblasen; er selbst ein glückliches Kind jener Zeit, da das *time is money* noch nicht erfunden war.

Daß der „Geburtstag eines Gönners" zur Eile getrieben habe, wie es Becker als Möglichkeit hinstellt, ist doch eine grundlose Annahme, um so mehr als wir dann doch wohl eine Dedikation erwarten dürften. Wenn Becker weiter unser C „vielleicht als Schularbeit" gedichtet sein läßt, so unterschätzt er unser Gedicht. Die fest ausgeprägte Manier, ein deutliches Streben nach psychologischer Motivierung, die bis zum Komplizierten geht (das hat Voretzsch a. a. O. S. 723 treffend bemerkt), schließen den Gedanken an einen krassen Anfänger aus. Man mag allenfalls von „Abiturientenarbeit" reden, wobei aber jede Gedankenverbindung mit ‚Eile' fortfallen muß. Das C ist doch eher das Werk eines Scholastikus, eines jungen Lehrers vielleicht, der in usum scholarum gedichtet hat, den adligen Schülern seiner schola externa an einem drastischen Beispiel das wichtigste Adelsgebot jener Zeit zu Gemüte führend: Du sollst nicht verraten, dabei allerlei nützliche Belehrung, betreffend Taktik, Pferdekenntnis und anderes einschiebend. — „Weil der Verfasser des C sich vorgenommen, seine Kunstfertigkeit am Roland zu üben, nimmt man als selbstredend an, daß er gleich zwei- bis dreitausend Disticha schreibt und setzt voraus,

daß er für alles, was seine Vorlage enthält, auch den entsprechenden Ausdruck zur Verfügung hat." Nicht, daß er ungefähr gerade soviel Verse macht als seine Vorlage, müßten wir als wahrscheinlich fordern, aber daß der Lateiner nicht die markantesten, auch in mittelalterlichem Sinne interessantesten Episoden mit Stillschweigen übergeht und andrerseits in Schilderungen, Zahlenangaben, taktischen Details von verblüffender Treue ist. Und noch viel mehr Erklärung müssen wir von den Vertretern der Kürzungshypothese fordern. Wir werden gleich unten die Bedenken gegen jene Hypothese rubrizieren, um darzutun, in welche Unwahrscheinlichkeiten sich die Verfechter derselben stürzen. Vorher sei noch einmal betont: daß der Lateiner ebensogut die Blancandringesandtschaft hätte wiedergeben können wie die Gesandtschaft Ganelons, ebensogut die letzten Hiebe Durendals wie manchen Hieb vorher, ebensogut schön Aldas Tod schildern wie den Oliviers, Turpins, Rolands, daran sollte kein Zweifel sein. — Auch der Ausweg sei zurückgewiesen, daß der „Versifex" etwa aus dem Gedächtnis nachgedichtet hätte und daß dadurch die seltsamen Auslassungen und Abänderungen zu erklären seien (so Stengel, diese Zs. XXVIII², S. 32). Das ist, wie wir oben gezeigt haben, ausgeschlossen: die eine der beiden Dichtungen muß dem Verfasser der anderen vorgelegen haben oder von ihm völlig auswendig gewußt sein. — Endlich sei der Vollständigkeit halber gegen eine Wendung Stengels protestiert (diese Zs. XXVIII², S. 32): „Bedenkt man nun, daß C nur in lückenhafter Form auf uns gekommen ist, ..." Ein einziger Pentameter fehlt (252), wohl durch Abschreiberversehen. Selbst an dieser Stelle ist für den Sinn keine Lücke, und sonst erst recht nicht.

Wir haben nun, bis auf den letzten Buchstaben, wirklich alles Revue passieren lassen, was unseres Wissens je an Argumenten dafür beigebracht worden ist, daß das C eine Kürzung sei. Die Beweispflicht in unserer Sache fällt durchaus der Gegenseite zu; das Präjudiz ist dafür, daß die brevior lectio in jener Zeit auch das Ursprünglichere sei. Man weise ein Dichtwerk des 11. und 12. Jahrhunderts auf, das ein anderes so gekürzt hat wie der Carmendichter es mit dem Rld. getan haben soll. Erweiterung, Ausschmückung ist überall die Regel. Mögen die Leser urteilen, ob die Vertreter der Kürzungshypothese ihrer Beweispflicht genügt haben. Mir will scheinen, daß nur recht kleine Dinge vorgebracht worden sind, im Vergleich zu den großen Fragen, welche die Gegenseite beantworten müßte. Formulieren wir:

1. Wie ist es, bei obiger Hypothese, zu erklären, daß sich der Abbreviator, der in soviel Kleinem so getreu seiner Vorlage folgt, gerade die Höhepunkte der Handlung hat entgehen lassen, die *dulor de la mort de Rollant*, Rolands Abschied von Durendal,

schön Aldas Tod, Szenen, die mittelalterliche Menschen nicht weniger rührten als uns?

2. Wie ist es möglich, daß er bei dieser Kürzung zufällig eine ganze Reihe von Widersprüchen und Unebenheiten beseitigt hat, die in seiner Vorlage unverkennbar sind?

3. Wie ist es möglich, daß er ebenso zufällig alles Wunderbare, alles Ahnungsvolle, das doch über das ganze Rld. hin zerstreut ist, Vorzeichen, Träume, Engel, die auf- und niedersteigen, reinlich vermieden hat?

4. Wie ist es möglich, daß der Abbreviator zufällig alles übergangen hat, was an Namen, faktischen Anspielungen, an Gesinnungen und Stimmungen im Rld. auf den Kreuzzug zurückgeht, auch dies alles nicht nur in der Baligantepisode vorkommend?

5. Wie ist es möglich, daß der Abbreviator zum Übermaß des Zufalls noch alles weggelassen hat, was der Rolandsdichter aus der Äneide und der Pharsalia übernommen hat?

6. Wie kommt es, daß, was das Rld. mehr hat als das C, durchaus dem entspricht, was dem späteren Epos eigen ist gegenüber dem früheren Lied, dem entspricht, was auch sonst dichterische Bearbeiter ihrer Vorlage einzufügen pflegen?[10])

Diese Kette von Fragen verlangt denn doch eingehendere Beantwortung, als bisher gegeben worden ist. Nichts könnte uns lieber sein, als wenn sich der verehrte Verfasser des „Grundrisses der altfranzös. Literatur" zu solcher Entgegnung entschlösse.

Die bisherigen Lösungsversuche gingen nach zwei Richtungen. Stengel und Becker meinen im wesentlichen: alles erklärt sich daraus, daß der Verfasser des C ohne jedes Verständnis und in großer Eile und Flüchtigkeit gearbeitet hat. Dem steht aber Punkt 2 gebieterisch entgegen. Ein ungeschickt und eilig dichtender Abbreviator hätte doch nicht zufällig eine ganze Reihe von Widersprüchen aus seiner Vorlage getilgt. Wie kann der von Becker supponierte täppische Geselle in der Wiedergabe von Ganelons Gesandtschaft einen so viel wahrscheinlicheren, widerspruchslosen Bericht bieten gegenüber dem stark abweichenden, recht wenig plausiblen im Rld.? Das führt hinüber zu einem gewichtigeren zweiten Einwand. Es ist noch nicht genügend betont worden (allein Voretzsch hat dahingehörendes beigebracht; vgl. seine ‚Einführung' 118 und oben), wieviel Eigenes, wieviel vom Rld. Abweichendes doch das C bietet. Das wird die Zusammenstellung weiter unten zeigen. Dieses Maß von Selbständigkeit, von Abweichungen (und nach der Richtung des Logischen hin) verträgt sich nicht mit der Annahme von flüchtiger Anfängerarbeit. Und noch sei

[10]) Vgl. Vorgesch. 13. Hier sind an wichtigem inzwischen die treffenden Ausführungen Heusler's in ‚Lied und Epos', 1905, besonders S. 21 f., 34 f. hinzugekommen. Darüber, und über einen von Stengel (diese Zs. XXVIII², S. 33) erhobenen Einwand unten mehr.

in diesem Zusammenhang wiederholt: wenn der Versifex so eilig nach einer französischen Vorlage arbeitete, wie Becker annimmt, dann muß es zum mindesten auffallen, daß nicht hier und da ein Gallizismus unterlaufen ist. Davon findet sich im C keine Spur, weder was Wortschatz noch was Syntax anlangt.

Im besonderen von der Blancandrinepisode ausgehend, hat ein andrer Vertreter der Kürzungshypothese Erwägungen, wie den obigen, nachgegeben, und demgemäß einen neuen überraschenden Erklärungsversuch gewagt. Fraccaroli meint (a. a. O., S. 271): „Se dunque di Biancandrino non parla nè il Carmen nè la Cronaca di Turpino, è un mero asserto gratuito il dire che questi rappresentano una fase anteriore della leggenda: più probabilmente anzi i loro autori ... ragionarono come ragiona G. Paris, sceverarono tra le diverse versioni quella che razionalmente pareva meglio attendibile, e cercarono di eliminare ciò che parve loro o contraddittorio o superfluo."

Der Verfasser des C ist also, nach Fracc., bei seiner Kürzung planmäßig vorgegangen. Von denselben Erwägungen geleitet wie G. Paris schied er alles Widerspruchsvolle im Rld. aus. Da wird man entgegnen müssen: warum schied denn der wohlweislich schaltende Abbreviator gerade die wirkungsvollsten Szenen aus, warum alles Wunderbare, Kreuzzughafte, Vergilische seiner Vorlage! Fracc. dürfte die Antwort schwer fallen.

Wir stellen fest, daß sich die Kürzungshypothesen Stengel-Beckers und Fraccarolis wie zwei Löwen gegenseitig auffressen. Die beiden Erklärungsversuche heben einander auf. Die Hypothese ist eben falsch. Das C ist keine Kürzung.

III.

Turoldus.

In unserer „Vorgeschichte" hatten wir unter dem Strich (S. 193 ff.) die Hypothese gewagt, der *Turoldus* in V. 4002 sei mit dem gleichnamigen Bischof von Bayeux zu identifizieren. Bisher ist von keiner Seite auf diese Vermutung eingegangen worden. Stengel findet augenscheinlich wenig Gefallen an unserer Hypothese („Tav. will ja auf Grund der vielbesprochenen Schlußzeile von O sogar den Bischof von Bayeux erkennen", diese Zs. XXVIII², 1905, S. 33). Ph. Aug. Becker reiht in seinem Grundriß (1907, S. 42 f.) den Turoldus von Bayeux ohne weitere Bemerkung drei anderen Trägern jenes Namens an, in denen man vor uns den Dichter des Rolandsepos vermutet hat.

Wir kommen auf die Frage zurück, nachdem einige historische Veröffentlichungen in der Zwischenzeit neue und bedeutsame

Aufschlüsse die Persönlichkeit und die Schicksale unseres Turoldus betreffend gebracht haben.

In demselben Jahre, in dem wir unsere Dissertation abgeschlossen hatten, erschien Porée: Histoire de l'abbaye du Bec. Tom. I. Évreux 1901. Das Werk bot einige auf Turoldus bezügliche Daten, und wurde uns besonders wichtig durch den Hinweis auf ein früheres Buch des nämlichen Verfassers, L'abbaye du Bec et ses écoles,[11]) 1045—1792, in Évreux 1892 erschienen. Dort findet sich S. 65 ff. aus Ms. lat. 13575 der Biblioth. nationale ein Brief an unsern Turoldus abgedruckt. Ein Mönch, der zwischen 1130 und 1160 im Kloster le Bec lebte, hat ihn verfaßt (Abbaye 63; Histoire I, 534). „L'auteur de la lettre avait sans doute été envoyé en résidence dans quelque prieuré de l'ordre; c'est de là que partit cette épître dictée par l'affection austère qui unissait le religieux à l'ancien évêque" (Porée, Histoire I, 536). Der Brief verstärkt willkommenerweise das Licht, das Anselms schon bekanntes Schreiben auf des Turoldus Persönlichkeit geworfen hatte.[12])

Weit wichtiger noch ist ein Fund, den wir dem gelehrten Benediktiner Morin in Maredsous verdanken. Es handelt sich um einen bisher unbeachtet gebliebenen Brief des Papstes Paschalis II. an Klerus und Volk von Bayeux. Morin hat ihn aus Ms. Hatton 23 der Bodleiana in der Revue d'histoire ecclésiastique, Tom. 5, 1904, S. 284 ff. abgedruckt und in trefflicher Weise kommentiert („Lettre inédite de Pascal II, notifiant la déposition de Turold, évêque de Bayeux, puis moine du Bec «8 oct 1104»."). Nun endlich erfahren wir den wahren Grund für des Turoldus' Abdankung und erhalten damit den Schlüssel zu seinem Schicksal. Die Leser werden sehen, daß es nicht weniger interessant ist als seine Persönlichkeit.

Es lohnt nicht, hier noch einmal auszuschreiben, was wir früher bereits über Bischof Turoldus von Bayeux zusammengetragen haben; wir bringen im folgenden nur die Ergänzungen

[11]) Vorhanden in Berlin, Königl. Bibl.

[12]) Ob der Brief wirklich an Turoldus abgeschickt worden, ist fraglich; er könnte auch ein rein literarisches Produkt sein. Hauréau urteilt über diesen und die übrigen Briefe desselben Unbekannten: „Nous croyons bien qu'elles sont réelles, mais nous ne le garantissons pas; il est possible que nous ayons encore là, non pas de vraies missives, mais une œuvre littéraire" (Notices et extraits de quelques manuscrits latins de la Bibliothèque nationale, II, S. 233). Die Frage ist für unsere Untersuchung kaum von Belang. Turoldus hat bis gegen 1146 im Kloster Bec gelebt. Der Unbekannte wird ihm aller Wahrscheinlichkeit nach persönlich nahe gestanden haben. Und hätte er den Exbischof selbst nicht mehr mit Augen gesehen, es waren doch zu viele Brüder noch aus Turoldus Zeit da, als daß er dessen Charakterbild hätte fälschen können. Und nur um die Persönlichkeit des Exbischofs handelt es sich hier.

und Berichtigungen, die sich aus den neueren Veröffentlichungen ergeben.

Was zunächst die Heimat des Turoldus anbetrifft, so ist das Vorgesch. 196 aus Hermant, Histoire du diocése de Bayeux (Partie I), Caen 1705, S. 151 Übernommene zurückzunehmen. Woher Hermant den Namen von Turoldus Vater kennt, vermögen wir nicht zu sagen; bis auf weiteres wird man seiner Angabe hierin so wenig trauen können wie in bezug auf das Wappen „de la famille de Turoldus de Bremoy." Der gute Pfarrer von Maltot (bei Évrecy, Dép. du Calvados) ist augenscheinlich nur durch ein Versehen auf Bremoy gekommen. Er oder schon vor ihm jemand hat das *Ebremou* bei Ordericus Vitalis (Historia ecclesiastica, X 4, ed. Le Prevost, Tom. IV, Parisiis 1852, S. 18) auf das ihm näher liegende Brémoy bezogen. Es handelt sich aber um Envermeu, 14 km östlich von Dieppe, unweit der Grenze des pikardischen Sprachgebietes. Dort ist Turoldus' Heimat gewesen. Und wenn wir in unserem Turoldus den Dichter des Rolandsepos sehen, dann verstehen wir eine Tatsache, die bisher rätselhaft erscheinen mußte. Wir denken an den pikardischen Einschlag in der Sprache des Rlds. Da ist zunächst das *-omes* der 1. Person Plur. (V. 391 (:); V. 640b und 922 hat Stengel das von einem Kopisten wohl nicht ohne Absicht umgangene *-omes* mit Recht wieder hergestellt). — Das Wort *destourbier* (:2548) hat R. Berger „auf Grund der großen Wörterbücher und der Glossare zu den Ausgaben der entsprechenden Texte vorherrschend, wenn nicht ausschließlich in Werken bezw. Handschriften eines begrenzten nordöstlichen Bezirks gefunden" (Canchons und Partures des altfranzös. Trouvere Adan de le Hale, Bd. I, Halle 1900, S. 40). — Noch sei Wendelin Foerster zitiert (Zs. f. roman. Philol., XXVIII, 1904, S. 505, Anm. 1): „in der ersten Tirade des Roland" ist „*áime* unter den *-áigne* z. B. im Pikardischen vollständig berechtigt"; vgl. das *aimet* 1092 in *an-e*-Assonanz. Auch in der zwiespältigen Behandlung des *ai* wird das Nachwirken einer in der Pikardie (darüber unten mehr) und an deren Grenze verlebten Jugendzeit zu erkennen sein.[13]) — Über diese Dialektfragen hier ausführlicher zu handeln, würde den Rahmen unserer Untersuchung sprengen; es ist Zeit, daß die Sprache des Rolandsepos wieder einmal gründlich durchforscht wird, und das dürfte vielleicht Bédier als nicht unwert seiner Arbeit betrachten. Nur eins sei noch betont: unser Dichter hat sich auf einen bestimmten Dialekt weder festlegen wollen noch können. Er hat weder für Francier (so Baist, Variationen 20, in: Beiträge..., Festgabe für Foerster, S. 232), noch

[13]) Da Turoldus schon als junger Mann an Königs Hof und von da nach Bayeux gekommen, so verträgt sich mit diesem pikardischen Einschlag in seiner Sprache sehr wohl die Behandlung von $i < \breve{e} + i$.

für Normannen ausschließlich gedichtet. Das ganze Frankreich soll es sein! Er wandte sich an alle Besten seiner Nation, welche im Feuer des Kreuzzugsenthusiasmus zusammengeschmiedet worden war. Darum schuf er sich — gleich den Epikern anderer Völker — eine Kunstsprache, die, rein literarisch, nirgends zu seiner Zeit gesprochen wurde. Des Dichters Heimatdialekt, das Normannische, und daneben das Francische, haben das meiste beigetragen, aber auch, was ihm an Pikardischem aus der Jugendzeit im Ohre lag, hat er nicht verschmäht. Je vielseitiger seine Ausdrucksweise, um so leichter waren Assonanzen zu gewinnen. — Über die mit dem Dialekt des Verfassers vermischte Kunstsprache des Epos vgl. John Meier in seiner nicht genug zu rühmenden Rektoratsrede „Werden und Leben des Volksepos". Halle 1909, S. 18 f.; 45, Anm. 62.

Turoldus entstammte einem vornehmen, reichen Geschlecht. Die betreffenden Angaben der Vorgesch. 196 werden bestätigt durch den neu entdeckten Papstbrief. Paschalis spricht von Turoldus als einem *uir in terra sua potens et nobilis* (Morin 285), auf dessen Ansehen er habe Rücksicht nehmen müssen.[14])

In schwungvollen Ausdrücken schildert der obenerwähnte Mönch von le Bec den Reichtum und die hohe Wertschätzung, deren sich Turoldus in der ganzen Normandie erfreute (Porée, Abbaye 65): In gloria seculari paulo ante conspicuus eminebas, utpote prelati fungens officio, d i v i t i i s a b u n d a n s ... et quocumque procedebas fallacis mundi favoribus excipiebaris .... fastigii secularis ambitionem, quam usque ad nauseam prius hauseras ... Heccine est illa p e r t o t a m f e r e N o r m a n n i a m f a m o s i s s i m a tui ipsius victoria (gemeint ist des Bischofs Eintritt ins Kloster). In diesem Mönchsbrief wird naturgemäß auf den geistlichen Rang des Turoldus das meiste Gewicht gelegt. Als Bischof von Bayeux war er der erste Suffragan des Erzbischofs von Rouen und rangierte vor den übrigen Bischöfen des Herzogtums (Gallia christiana, ed. altera, Tom. XI, Parisiis 1874, col. 346/7: reliquos provinciae antistites antecedit. — Vgl. C. H i p p e a u, Dictionnaire topographique du département du Calvados, Paris 1883, S. XXVIII). Die einzige bisher bekannt gewordene Urkunde mit des Turoldus Namen (Gallia christ. XI, Instrumenta, col. 128) führt ihn gleich hinter seinem vorgesetzten Erzbischof vor den andern Bischöfen an: Huic vero causae seu placito interfuerunt e x p a r t e r e g i s, Willelmus archiepiscopus Rotomagensis, Turoldus episcopus Bajocensis, Gislebertus episcopus Ebroicensis — es folgen noch zwei englische Bischöfe, 4 Äbte, 4 Archidiakone, 5 Barone.

[14]) ne tanto confusus obprobrio uir in terra sua potens et nobilis sic in patriam remearet; Sic ei in annum ex apostolicae conpassionis affluentia indutiae prorogatae sunt.

Da man noch manchmal auf seltsame oder vage Vorstellungen von einem Bischof in jener Zeit trifft, so sei daran erinnert, daß die Bischöfe damals mit die Funktionen heutiger Provinzialbehörden versahen; sie waren weit mehr „Geheime Regierungsräte" als Priester, und wenn irgendwo so trat in England und in der Normandie noch bis zu des Turoldus Bischofszeit das Geistliche hinter dem Charakter als Staatsbeamter völlig zurück.[15]) Unter dem roten Wilhelm, der seit 1096 auch in der Normandie herrschte, waren zeitweilig (so zwischen 1096 und 1099; vgl. Böhmer, S. 144, Anm. 6; S. 150 ff.) alle Beziehungen zu Rom abgebrochen; er regierte seine Kirche ohne Papst. Wir können hier nicht die spannende Kirchengeschichte jener Jahrzehnte aufrollen, und verweisen auf die äußerst anziehende Darstellung in Böhmers obenerwähntem Werk (besonders S. 140—162).

Nach dem Gesagten haben wir uns den Bischof Turoldus als reichbegüterten Baron und hohen Staatsbeamten, bei allen Hoftagen an der Seite seines Landesherrn, vorzustellen. Die oben erwähnte Urkunde zeigt ihn denn auch in Rouen, im Gefolge des Königs Heinrich. Soviel zur Beruhigung derjenigen, die sich zwar zu dem Gedanken durchgerungen haben, daß auch ein Epos wie das Rld. einen Verfasser hat, denen aber die weitere Vorstellung unerträglich ist, daß dieser Dichter ein Bischof gewesen sein soll.

Noch müssen wir zwei mittelbare Zeugnisse anführen für das große Ansehen und den Reichtum, dessen sich die Familie unseres Turoldus erfreute. — In einem Treffen des französisch-englischen Krieges von 1097/98 machten die Franzosen eine Reihe vornehmer Gefangener, darunter Geroldus de Ebremou; „quorum redemptionibus opimis egentes Franci ad dimicandum animati sunt" (Ordericus Vitalis, X 5, ed. Le Prevost, Tom. IV, S. 23; vgl. Edward A. Freeman, The reign of William Rufus, Vol. II, Oxford 1882, S. 179). Dieser Geroldus ist nach Le Prevost „probablement parent d'Hugue et de Turold d'Envermeu, dont nous venons de parler" (a. a. O., n. 1). Das hohe Lösegeld entsprach dem Rang und Reichtum des Gefangenen.

[15]) „Der normännische und anglonormännische Klerus dieser Tage dachte royalistischer und zugleich Dank der konsequenten Absperrungspolitik der Krone partikularistischer, als der Klerus aller anderen damaligen Landeskirchen" (Heinrich Böhmer, Kirche und Staat in England und in der Normandie im XI. und XII. Jahrhundert, Leipzig 1899, S. 269). — Bezeichnend ist eine Stelle bei Ordericus (XI, 39; Tom. IV, S. 297): In illo tempore migraverunt plures sanctitate et sapientia praecipui doctores ecclesiarum: Anselmus scilicet archiepiscopus Cantuariorum, et Guillelmus archiepiscopus Rotomagensium, venerabilesque coenobiorum rectores (es folgen 3 Äbte) ... Pro tantorum itaque transitu baronum videtur ipse mundus lugere. Alles geistliche Herren, und dabei „Barone".

— Wie begütert des Turoldus Familie gewesen ist, das beweist ferner die umfangreiche Schenkung, die der jugendliche Bischof und sein Bruder dem Kloster le Bec machten. „Vers l'an 1100, Turold, évêque de Bayeux, et son frère, Hugues d'Envermeu donnèrent à l'abbaye l'église de Saint-Laurent d'Envermeu avec toute la dîme et un hôte, l'église de Notre-Dame et la dîme de la vicairie, *de vicaria*, qui lui appartenait, la dîme des moulins et du tonlieu d'Envermeu, l'église de S.-Quentin (-au Bosc, canton d'Envermeu) avec sa dîme, et quelques acres de terre sises à Envermeu et à Tourville, *Turchetivilla* (Tourville La Chapelle, canton d'Envermeu) (Porée, Histoire I, 427 f.).

Gehen wir jetzt von der äußeren Stellung zur Persönlichkeit des Turoldus über. Die knappe Charakteristik der Vorgesch. (S. 197 ff.) läßt sich heute wesentlich ergänzen.

Turoldus war ein geistig hervorragender Mann. Zwar die a. a. O. 197 zitierten Worte *animo sanus, plurimumque vividus*[16]) wird ihr Verfasser wohl in erster Linie auf die ungebrochene Frömmigkeit und Gebetsfreudigkeit des Exbischofs bezogen haben.[17]) Schon eingehendere Aufschlüsse über dessen Persönlichkeit erhalten wir aus einer Stelle des, noch immer unedierten Miraculum beatae Fidis de episcopo Bajocensi, die von Porée aus der Hdschr. Bibl. nat. lat. 5427 zweimal abgedruckt worden ist (Abbaye 67, n. 2; Histoire I, 536 f., n. 3): Monachus autem factus, tantae humilitatis, modestiae ac gravitatis discretionisque sectator extitit, ut p a r v o i n t e m p o r e, non solum junioribus iter ad caelestia capessenda praeberet, verum etiam prioribus ipsis in regulae observatione, c u n c t i s q u e o p t i m i s s t u d i i s sese mirabilem exhiberet. In diesem Charakterbild interessiert uns am meisten die Liebe zu geistiger Beschäftigung, von der die letzten Worte reden, aber auch Takt und stille Würde sind Züge, die wir festzuhalten haben. — Wie tief der Eindruck war, den diese Persönlichkeit hervorrief, das bestätigt der oben erwähnte Brief des Klosterbruders. Wir wissen (Porée, Histoire I, 538 f.), daß der Briefschreiber von griesgrämigem, strengem, schwer zu gewinnendem Charakter gewesen ist. Und doch kann er nicht vergessen, wie sehr ihn die Bekanntschaft mit Turoldus ergriffen hat. „Neque enim oblivisci possum, quando primum de sancto amore tecum agere cepi, quam promptissime ad nostram condescendisti familiaritatem, quam devotum, q u a m h i l a r e m, quam discretum te mihi exhibuisti, devotum siquidem in mente, hilarem in vultu, discretum in sermone" (Porée, Abbaye 66 f.). Hier kommt zur tiefen Frömmigkeit,

[16]) Der bei diesem Wort in der Vorgeschichte unterlaufene Druckfehler sei hiermit verbessert.

[17]) „Ipse quoque aegrotus, animo sanus, plurimumque vividus, ad divae Fidis virginis opem celeriter confugit" (Migne, Patrol. latina, 159, Parisiis 1903, Sp. 179, Ioannis Picardi nota).

zum vollendeten Takt ein weiterer Zug hinzu, die stille Heiterkeit. Davon werden wir weiter unten zu reden haben. Vorerst sei ein artiges Widmungsgedicht zitiert, in dem des Turoldus heiterhelle Augen gerühmt werden. Einer der bedeutendsten Dichter jener Zeit, Hildebert, seit 1097 Bischof von Le Mans,[18]) schickt dem Bischof von Bayeux einen Ring, „Du sollst nach Bayeux gehn", so spricht der Dichter zu dem Kleinod, „und einem Größeren als ich die Hand schmücken". Da strahlt freudiger der Stein, und sein fröhliches Leuchten ist nur der Wiederschein der hellen Augen des Beschenkten. Wir wollen die graziösen Verse des Dichterbischofs unseren Lesern nicht vorenthalten.

Ad episcopum Bajocensem.[19])

Annulus hic nuper moerebat clausus in arca,
Obscurusque lapis et quasi tristis erat.
At postquam dixi : Bojocas ibis, erisque
Majoris digitum praesulis orbe ligans,
Laetior explicuit radios, sparsitque s e r e n a s
Gemma f a c e s , o c u l i s e x h i l a r a t a t u i s.
Hoc ex te Domino pretium lucratur, adestque
Plus lapidi praesul, quam lapis ipse sibi.

[18]) Sein Vorgänger starb am 29. Juli 1097 (Freeman, II, 210).

[19]) In Hildeberti opera. Labore et studio Antonii Beaugendre, Parisiis 1708, Sp. 1333; abgedruckt von Migne, Patrol. latina, 171, Parisiis 1893, Sp. 1407. In beiden Drucken steht hinter *ligans* (Z. 4) ein Punkt, den wir als sinnstörend oben in ein Komma verändert haben. — In dem ungenannten Adressaten des poetischen Widmungsschreibens sieht B e a u g e n d r e „forte Odonem, fratrem Guillelmi Conquestoris". Diese Vermutung ist den mancherlei Versehen hinzuzureihen, die in der Histoire littéraire de la France, Nouv. éd., Tom. XI, Paris 1869, S. 278 ff. bei Besprechung der Werke Hildeberts dem Kommentator Beaugendre nachgewiesen werden. Odo starb zu Palermo im Februar 1097 (Morin 286), als Hildeberts Vorgänger noch lebte. Aus dem *majoris praesulis* der Z. 4 ist aber zu schließen, daß Hildebert selbst schon Bischof war, als er obige Verse verfaßte. *Praesul* heißt meistens Bischof, allenfalls Abt (s. Ducange), aber das letztere ist Hildebert nicht gewesen. Er war bis zu seiner Wahl 1097 Archidiakon (Ordericus Vit., X, 7; Tom. IV, S. 41. — Vgl. Freeman II, 211). — Abgesehen selbst von diesem zeitlichen Argument ist es fast undenkbar, daß Hildebert Verse wie die unseren, auf einen so heiteren, freundschaftlichen Ton gestimmt, an den alten Sturmgesellen Odo gerichtet haben sollte, den mächtigen, gewalttätigen, vielgehaßten Bruder des Eroberers. Der war durch Rang und Alter weit von Hildebert geschieden, welcher, wenn auch nicht ganz geringer, so doch nur bescheidener Herkunft gewesen ist (Histoire littéraire de la France, Nouv. éd., XI, 250 f.). — Auf Turoldus als Adressaten paßt alles. Er war ungefähr im gleichen Alter wie Hildebert. Beide waren im selben Jahre Bischof geworden. Die Worte *majoris praesulis* erklären sich sehr wohl in bezug auf Turoldus, welcher der Amtswürde nach (als der rangälteste Bischof der Normandie — die Grafschaft Maine war dem Normannenherzog lehnspflichtig und das Bistum Le Mans dependierte für die Temporalien gleichfalls von des Turoldus Landesherrn

Dies allerliebste Gedicht wird noch besonders merkwürdig, weil es die beiden wohl größten Dichter jener Zeit miteinander verknüpft, beide vor nicht langem und in jungen Jahren Bischof geworden. Zieht man selbst alles ab, was in den obigen Versen auf Rechnung der Artigkeit und dichterischer Übertreibung kommen mag, so bleibt doch für Turoldus das Bild einer gewinnenden Persönlichkeit übrig, und das *serenus* und *exhilarata* stimmt gut zu dem *hilaris in vultu* im Brief des Mönchs vom Bec: Turoldus ist ein frommer, aber dabei ein fröhlicher Mensch gewesen. Mönchische Traurigkeit und Zerknirschung waren seine Sache nicht; in tiefster Seele seines Gottes gewiß hat er mit hellen, leuchtenden, gar nicht niedergeschlagenen Augen in die schöne Welt gesehen.

Und nun kommen wir zu dem, was der heilige Anselm, dieses Mönchsideal, und was, vielleicht in Abhängigkeit von dem Heiligen, der Mönch vom Bec an Turoldus zu tadeln haben. Nicht lange vor seinem Tode, in den Jahren 1108 oder 1109, schreibt der greise, ehrwürdige Primas von England seinem lieben Freunde Turoldus, der vor nicht langem Mönch geworden war, den folgenden Brief.[20])

Anselmus, servus Ecclesiae Cantuariensis, fratri et amico charissimo Turoldo, Dei gratia monacho Beccensi, salutem et boni propositi perserverantiam usque in finem.

---

und Gönner, vgl. Freeman II, 212) und durch seine vornehme Abstammung „der Größere" von den Beiden war. Dazu kommen folgende Daten. 1098 zog Wilhelm der Rote als Sieger in Le Mans ein, von Hildebert feierlich empfangen (Freeman II, 240). Um dieselbe Zeit etwa war Hildeberts Landesherr, der edle Graf Helias von Maine, in B a y e u x als Gefangener (Ordericus X, 7, Tom. IV, S. 51; Freeman II, 242). Da mögen sich denn leicht Beziehungen zwischen Hildebert und dem Bischof von Bayeux angesponnen haben. Ja selbst persönliche Bekanntschaft der beiden kann man als ziemlich sicher annehmen. Wir wissen, daß Hildebert zwischen seinem Grafen und dem König von England den Friedensvermittler gemacht hat. Mit Erlaubnis Wilhelms durfte er seinen gefangenen Herrn besuchen (Freeman II, 238, 628 f.). Helias war zunächst nach Rouen, dann aber nach Bayeux gebracht worden. Nichts spricht dagegen, daß der Besuch in Bayeux stattgefunden hat, das ja soviel näher an Le Mans lag als Rouen. In diesen Tagen könnte Hildebert zuerst den Turoldus in die heiteren, hellen Augen geschaut haben. Auch späterhin bot sich Gelegenheit für eine persönliche Begegnung der beiden. Ende 1099 z. B. mußte Hildebert an des Königs Hof nach England, um sich zu verantworten; die Reise mag nicht weit ab von Bayeux geführt, oder Turoldus mag sich im Gefolge seines königlichen Herrn sich befunden haben. Jedenfalls liegt in den politischen Verhältnissen jener Jahre Anlaß genug begründet, daß der Bischof von Le Mans dem Günstling seines obersten Lehnsherrn Geschenk und gute Worte zukommen ließ. — Des Turoldus Vorgänger, Odo, stand zu seinem königlichen Neffen im denkbar schlechtesten Verhältnis, zuweilen herrschte offene Feindseligkeit.

[20]) Anselmi epistolae, Lib. III, 137, bei Migne, Patrolog. lat., 159, Sp. 169 f.

Benedictus Deus in donis suis et sanctus in omnibus operibus suis, qui cor vestrum convertit a vanitate ad veritatem. Vanitatem enim sequuntur omnes qui altitudines et honores atque divitias hujus saeculi concupiscunt, . . . Veritatem autem tenent, qui terrena et transitoria toto corde contemnunt, et ad veram humilitatem toto conatu ascendunt.... In viam paradisi vos direxit divina clementia, imo in quemdam paradisum hujus vitae vos introduxit, cum vos in claustralem conversationem monachici proprositi introduxit. Caveat igitur vestra prudentia ne cor vestrum retro respiciat. Retro autem monachus respicit cum ea saepe recolit quae deseruit. Quod cum saepe facit, refrigescit in eo amor caelestis, et reviviscit amor mundi, et fastidium taediumque propositi sui. Sicut igitur corpus vestrum cor sit separatum a mundana cogitatione, et sit semper occupatum aliqua utili et spirituali meditatione. Spiritus sanctus semper faciat vos gaudere et gratias agere Deo de bono incoepto. Amen.

Das ist ein schöner Brief; die äußerst taktvolle Art ehrt den Schreiber so wie den Empfänger und ist kennzeichnend für beide Persönlichkeiten. Was hier nur schonend angedeutet ist, wird in dem mehrerwähnten Mönchsbrief breiter getreten (Porée, Abbaye 65 f.):

Coegit me familiaritatis tue reverentia scriptum tibi consolationis impendere, quamvis circa te nulla sit justa consolationis necessitas. ... (s. o. S. 106) ... Mens autem tua, quae, ut reipsa cernitur, nequaquam adhuc gravitate claustrali solidata est, ruminando commemorat ubi, quis, qualiter degere consuevisti, et fastigii secularis ambitionem, quam usque ad nauseam prius hauseras, ut pace tua loquar, iterum somniare non desinis. Heccine... (s. o. S. 106). . . .

Die beiden freundschaftlichen Briefe bezeugen, daß sich Turoldus nicht leicht in das weltflüchtige, tatenarme Mönchsleben hineingefunden hat. Er hatte, obschon ein frommer Mann, den weltoffenen Sinn, der die schöne Erde und alles Lebende auf ihr mit liebender Seele und sehenden, sehnenden Augen umfaßt. So mögen wir uns wohl den Dichter des Rolandsepos vorstellen: fromm und frei, ein rechtes Kind jener „Sturm- und Drangperiode“,[21]) der Jugendtage einer neuen Zeit.

Wer Gott und die Welt kann
Behalten, der ist ein selig Mann.
Gott niemand das entgelten läßt,
Ob er der Welt Hulden hat.
Ein Mann soll Lob und Ehr erjagen
Und doch Gott im Herzen tragen.

[21]) So Wilhelm Meyer aus Speyer, in: Nachrichten von der Königl. Ges. d. Wissensch. zu Göttingen, Phil. hist. Kl., 1907, S. 88.

So hat Wolfram hundert Jahre später das gepriesen, was dem Dichter unseres Rolandsliedes zum Vorwurf gemacht worden ist. Und noch könnte man, aus nicht lange vergangener Zeit, die Worte eines hohen Prälaten (Gerok) danebenstellen:

> Doch daß ich auch als Christ ein Mensch geblieben
> Und keck, was menschlich, faßte ins Gesicht,
> Ein Mensch in Dulden, Glauben, Hoffen, Lieben,
> Es reut mich nicht.

Solche weltfromme Gesinnung, ein Christentum ohne Welthaß und Weltflucht, war in den Augen Anselms und des unbekannten, überaus strenggesinnten Mönchsbruders nicht nur kein Verdienst, sondern ein Grund für ernste, doch wohlgemeinte Vorwürfe. Versuchen wir, nach den Wendungen der beiden Briefe, näher zu umschreiben, wohin der, wenn auch respektvolle, Tadel zielt (vgl. Vorgesch. 198). Um irgendwelche Verstöße gegen die Mönchsregel, überhaupt um offenbare Vergehen kann es sich nicht handeln; das schließt der Ton der beiden Schreiben aus wie auch die oben S. 108 zitierte Stelle aus dem Miraculum beate Fidis. Von Bedeutung sind in Anselms Brief die Worte *mundana cogitatio* im Gegensatz zur *utilis et spiritualis meditatio*, und beim Mönch vom Bec die *fastigii secularis ambitio*. Weltliches Sinnen, weltlicher Ehrgeiz, was mag damit gemeint sein? Hat Turoldus von Wiederaufnahme und Fortsetzung seiner geistlichen Karriere geträumt? Das ist an sich nicht allzuwahrscheinlich, so bald nach dem Verzicht auf den Bischofssitz, und die Annahme paßt auch nicht recht zu der *utilis et spiritualis meditatio*, die Anselm dem jüngeren Freunde empfiehlt. Das *utilis* fordert als Gegensatz am ehesten ein unnützes Sinnen, ohne Zweck; und wir kommen wieder auf unsere alte Vermutung zurück, daß die *mundana cogitatio* sich auf Beschäftigung mit weltlicher Dichtung beziehen könnte. Dann versteht sich gut das freundlich Milde in Anselms Tadel; eine sündige Neigung, ein Verstoß liegt nicht vor, nur eine harmlose Liebhaberei, die doch andere erfreuen will. Wie bald sich Turoldus im Kloster aller Herzen, aber auch durch strenge Erfüllung der Regel die Achtung seiner Vorgesetzten gewann, das hat uns die eben erwähnte Stelle des Miraculum gezeigt.

Fassen wir zusammen, was sich uns zur Charakteristik des Turoldus ergeben hat. Wir stehen vor einer bedeutenden, achtunggebietenden und dabei herzgewinnenden Persönlichkeit. Darin stimmen alle zeitgenössischen Zeugen zusammen. „Fuit nostris temporibus vir v a l d e v e n e r a b i l i s, Turoldus nomine ..." So beginnt das Miraculum beate Fidis (vgl. Delisle, in Bibliothèque de l'Éc. des chartes XXXVII: 1876, S. 526). — Wie aus den Zeilen Anselms, so spricht Achtung gepaart mit herzlicher Zuneigung aus dem Brief des Mönchs vom Bec,

und diesen Zeugnissen und dem des Miraculum beate Fidis reiht sich ein mittelbares an: wir meinen die taktvolle, schonende Art, in welcher der große Geschichtsschreiber jener Zeit, Ordericus Vitalis, von dem Fall Turoldus handelt. Ordericus schreibt an der oben angeführten Stelle in bezug auf unsern Bischof: Qui post annos VII praesulatum p r o q u i b u s d a m a r c a n i s u l t r o reliquit. Ordericus, dessen Nachrichtenfülle staunenswert ist, wird wohl gewußt haben, warum sein Landsmann gegangen ist und daß sein Verzicht nicht so ganz freiwillig war, und hätte ers selbst nicht gewußt, so wäre es ein leichtes gewesen, den Grund zu erfahren; von St. Évroult war es ja nicht weit bis zum Bec. Die Wendung *pro quibusdam arcanis* scheint doch vielmehr von jemand geschrieben, der aus Rücksicht auf Turoldus — er lebte damals noch — nicht das sagt, was er sagen könnte, und den Fall von der günstigsten Seite her betrachtet.[22]) Auch hier also wohl eine Äußerung des Wohlwollens, das die Persönlichkeit des Turoldus auslöste, ein Beweis für die Achtung, deren sich der Exbischof bei seinen Landsleuten erfreute. Dieselbe gründete sich, wie wir sahen, auf des Turoldus vornehme Herkunft, auf seine gewichtige Stellung, aber nicht weniger auf seine vornehme, taktvolle Gesinnung, sein kluges Tun und Reden, sein Wissen und Können. Neben diesem Zug der Vornehmheit muß etwas Herzgewinnendes in Turoldus Persönlichkeit gelegen haben, eine gewisse Innigkeit, die am meisten aus dem Schreiben des Mönchs vom Bec herauszulesen ist. Dieser Herzensinnigkeit entspricht eine tiefe Innerlichkeit, die nach zwei Seiten geht. Turoldus ist ein frommer Mann gewesen. Das wird uns reichlich bezeugt. Was auch seine Gegner in Rom gegen ihn vorgebracht haben, von seinem Lebenswandel und seiner Frömmigkeit ist in dem Prozeß keine Rede. Die muß nicht zu bestreiten gewesen sein, sonst wären dergleichen Vorwürfe in dem päpstlichen Absetzungsdekret nicht unerwähnt geblieben.

Als *integer vitae scelerisque purus*, so steht Turoldus vor uns da. Und damit berührt sich ein andrer, wesentlicher Charakterzug, die stille Herzensheiterkeit. Finsterer Askese fern hat er mit hellen, liebenden Augen in die Welt gesehen. Ihre Höhen sind ihm nicht fremd geblieben: am Königshof hat er gelebt, und vor dem Papst hat er gestanden. Frankreich, England, Italien, Spanien hat er kennen gelernt. Eine Zeit großer Taten und entscheidender Umwälzungen voll hat er mit durchgemacht, und den führenden Männern seiner Zeit ist er nahe gewesen. Der größte Gelehrte und Heilige des Rolandjahrzehnts war dem

[22]) Anders z. B. Papst Honorius II. Er scheint in einem Brief an den Bischof von Bayeux (a. d. J. 1127, bei Migne, Patr. lat., 166, Sp. 1276 B) von einer Absetzung *(dejectio)* seines Vorgängers Turoldus zu reden. Der augenscheinlich verderbte Text bedarf der Aufklärung.

Turoldus ein väterlicher Freund, den größten Helden jener Tage muß er auf der Sonnenhöhe seines Ruhms gesehen haben, zwei der bedeutendsten und dabei modernsten Monarchen der Zeit standen ihm als Landesherren nahe. — Aber auch des Lebens Tiefen sind dem Turoldus nicht fremd geblieben — jahrelanger Kampf um seine Stellung, eine erschütternde, tränenvolle Szene vor dem Papst, ein formelles Absetzungsdekret, endlich der Abschied von der großen Welt und im Klosterfrieden noch inneres Ringen und Sehnen.

Soviel von des Turoldus Persönlichkeit. Halten wir dies Charakterbild neben dasjenige, das sich aus dem Rolandslied für dessen Verfasser gewinnen läßt. Fromm, vornehm, voll Innigkeit und Wärme, von sonnigem Humor durchleuchtet, eine solche Dichterpersönlichkeit spricht auch aus unserm Epos. Mit dem, was wir selbst in der Vorgeschichte und sonst über die Eigenart des Rolanddichters geschrieben haben, deckt sich im wesentlichen die treffende Charakteristik in Ph. Aug. Beckers Grundriß (S. 40 ff.). Auf ihn sei verwiesen; nur wollen wir noch aus einer jüngst erschienenen deutschen Rolandsübersetzung[23]) einige Worte der Einleitung zitieren (S. 5): „in unserem Liede lebt eine Seele von tiefer Lebenserfahrung, junger Begeisterung, wärmendem Manneshumor und wirklichem Adel."

Die tiefe, ehrliche Frömmigkeit, welche das Rolandsepos durchweht, ist keinem entgangen. Weniger hat man die gottesgewisse, sieghafte, aufrechte Art dieser Frömmigkeit erkannt, die durchaus unmönchisch, unasketisch ist. Sie gibt doch dem Lied seine eigentümliche Klangfarbe, sie reiht es gedankengeschichtlich am sichersten ein. Es war seelisches Neuland, was Turoldus seinen Zeitgenossen mit rührend ringenden Kunstmitteln, in köstlichem Jugendstil, geschenkt hat.[24])

Mit diesem tieffrommen, doch weltaufgeschlossenen Sinn hängt die Innigkeit zusammen, die mit am meisten beiträgt zu dem Zauber unserer Dichtung. Turoldus ist ganz eins mit seinen Helden, mit solcher Liebe hat er seine Gestalten umfaßt. Welche Gefühlstöne weiß er nicht anzuschlagen, wieviel Zärtlichkeit legt er nicht in das Freundschaftsverhältnis der Helden zueinander, wieviel herzliche Zuneigung selbst in das Lehnsverhältnis zwischen Karl und seinen Vasallen hinein. Genug, das Rolandslied ist im tiefsten durchwärmt von derselben Herzlichkeit und

[23]) Das Lied von Roland und Kaiser Karl, deutsch von Werner Schwartzkopff. Groß-Lichterfelde 1910.

[24]) Darüber wird Bédier in dem nun bald erscheinenden 3. Band seiner „Légendes épiques" mehr und besseres zu sagen haben; wir bescheiden uns daher vorläufig mit dem Rückweis auf das, was Vorgeschichte 100 über die Stimmung freudiger Weltfrömmigkeit in unserem Epos ausgeführt ist.

Innigkeit, wie sie nach den geschichtlichen Zeugnissen unsern Turoldus ausgezeichnet und liebenswert gemacht haben.

Eine besondere Ausdrucksform dieser Innigkeit war, was wir nennen würden, der stille Humor, den die Zeitgenossen mit *hilaris* und *serenus* umschreiben müssen. Ihn hat Turoldus besessen, das wissen wir, und längst nicht zur Genüge ist man bisher dem Humor gerecht geworden, der an nicht wenigen Stellen des Rolandsepos aufblitzt. Es ist bezeichnend, daß, so viel wir sehen, als erster und fast als einziger ein Däne auf diesen Zug hingewiesen hat, C. Rosenberg in seiner, nicht genug beachteten Dissertation, Rolandskvadet, et normannisk Heltedigt, Kjöbenhavn 1860 (S. 221 f.); er sah in dem Humor des normannischen Dichters ein Erbstück aus der nordischen Heimat. Wir behalten uns vor, über den Humor im Rolandsepos eingehender zu handeln (falls es Bédier nicht tut).

Wie man dem Humor in unserer Dichtung nicht gerecht geworden ist, so hat man auch noch immer nicht allgemein die Vornehmheit erkannt, die dem Rld. eigen ist und die es turmhoch aufragen läßt unter seinesgleichen. Immerhin sind die Leute glücklich am Aussterben, die von dem Dichter als einem Jongleur sprechen. Endgültig hat Gröber ihnen gegenüber betont: „das Rolandslied zeigt zuviel Hoheit und zu wenig von dem plebejischen Sinn jüngster Chansons de geste, als daß es niederen Ursprungs sein könnte" (Archiv f. d. Stud. d. neueren Spr., Bd. 84, 1890, S. 321). Unser Dichter gleicht auch darin seinem großen Vorbild Vergil, daß Vornehmheit der Gesinnung und der Sprache sein Charakteristikum ist. Er gibt eine geschlossene Weltanschauung, von solcher Höhe, solcher zwingenden Wucht, daß wir in der lateinischen Literatur jener Tage kaum etwas Ebenbürtiges zu finden vermögen. Kein gewöhnlicher Mensch hätte unser Epos dichten können, sondern nur eine so außerordentliche, hochstehende Persönlichkeit, wie es Turoldus von Bayeux gewesen ist.

Der Rolandsdichter steht auf der Höhe der zeitgenössischen Bildung. Das offenbart sich nicht nur in seiner Weltanschauung; auch die Kenntnisse, die er überall verrät, zeigen, daß er, natürlich kein Gelehrter von Profession, aber ein Hochgebildeter gewesen sein muß. Die im Verhältnis zu anderen Epen übergroße Zahl von gelehrten Wörtern,[25]) zum Teil direkte Latinismen, vom Dichter *ad hoc* übernommen, verraten einen Verfasser, der eben so gut Latein sprach als Französisch, der auch lateinisch dachte. Und dem entspricht seine Kenntnis lateinischer Literatur. Mit der Bibel ist er vertraut, aus Einhard und dem

[25]) Wobei noch zu berücksichtigen ist, daß der Wortschatz der meisten Epen vom Rld. beeinflußt worden ist und daher Buchwörter übernommen hat.

Carmen hat er sich sein Material über Karl und Roland geholt, in die Äneide ist er bis aufs tiefste eingedrungen, sich ihre Schönheiten und den Zauber ihres Ethos ganz zu eigen machend, aus dem düsterschimmernden Totenkranz der Pharsalia hat er sich ein paar grüne Blätter aufgehoben. Und nicht nur Bücherkenntnis spricht aus seiner Dichtung. Überall blitzen Erinnerungen auf an die Reisen, die Turoldus weit in die Welt geführt haben, das Rhonetal hinab, und dann nach Rom, und wieder durch die dunklen Fichtenwälder der Pyrenäen nach Spanien hinein. Nicht nur Lorbeer und Ölbaum, sondern auch eine Fülle von Ortsnamen sind ihm von diesen Reisen her im treuen Gedächtnis geblieben. Eine große Reihe bedeutungsvoller Personennamen zeigen den geschichtskundigen Mann, und sprechen für die vielerlei persönlichen Beziehungen, die ihn mit fürstlichen und adligen Zeitgenossen verknüpften. Mit wieviel Interesse und Sachkenntnis hat er den Gang des Kreuzzugs verfolgt! Denn nicht jeder Beliebige hat damals soviel Orts- und Völkernamen des fernen Ostens zur Verfügung gehabt wie unser Dichter. Und trotz alledem war einst die Vorstellung von der absoluten oder doch relativen Unwissenheit des Rolanddichters nicht wenig verbreitet. Zwar was G a u t i e r in seiner Éd. classique der Chanson de Roland (1875, S. XXIX) schrieb, *notre epique est un ignorant*, das hat der allezeit Lernfreudige selbst später gemildert. Wie seltsam muten auch jene Worte an, wenn man z. B. bedenkt, daß kein Rolandsforscher in den *vals de Moriane* 2318 Morienval, *Moriana vallis*, eine der Residenzen Karls des Kahlen erkannt hat. Von den Gelehrten, die Namensverzeichnisse zum Rld. verfaßt haben, hat keiner gesehen, daß die *Garmalie* (*Garamantes* auch in der Äneis) in der Pharsalia eine große Rolle spielt; der „Ignorant" kennt seine Alten besser und gebraucht den Namen durchaus sinngemäß. Von den anderen Modernen, die *Datan* und *Abirun* 1215 überhaupt nicht als Personennamen geschweige denn als Bibelnamen erkannt haben, ist hier nicht zu reden; diese Namen waren im Mittelalter auch weniger Gebildeten nicht fremd.

Überschauen wir das Bild, welches wir uns aus dem Rolandsepos von seinem Dichter machen können, so müssen wir sagen: es gleicht durchaus dem Bild der Persönlichkeit, das wir für den Bischof von Bayeux aus den Zeugnissen seiner Zeitgenossen gewonnen haben. Dort wie hier derselbe liebe, vornehme, tieffromme doch fröhliche, hochgebildete Mann. Solche Persönlichkeiten waren rar dazumals, und so entnehmen wir aus obigem wenigstens e i n Argument für unsere These, daß Turoldus von Envermeu der Dichter des Rolandsepos gewesen ist.

Es würde allein nicht zum Beweise genügen; aber was wir von des Turoldus Leben wissen, das wird uns im folgenden weitere und präzisere Argumente bieten.

Ehe wir dem Lebenslauf des Turoldus nachgehen, nehmen wir ein Argument aus unserer Vorgeschichte auf, das mit der überragenden Persönlichkeit und Stellung des Bischofs zusammenhängt. V. 4002 heißt der Dichter *Turoldus* schlechthin. Wenn man damals in der Normandie diesen Namen ohne Zusatz gebrauchte, dann konnte kaum ein gewöhnlicher Sterblicher genannt sein. Die Bezeichnung wäre so gut wie nichtssagend gewesen, denn der Name war allzu verbreitet. „Navnet er saare almindeligt blandt Normannerne i det 11te Aarhundrede", stellte schon Rosenberg 207 fest. Wir verweisen auf Vorgesch. 193, Baist, Variationen 20 (= Beiträge, Festg. f. Foerster 232), diese Zs. XXVI[2], S. 157 Tavernier, Über einen terminus ante quem...3 (in: Philol. und volkskundliche Arbeiten, Vollmöller dargebracht, 1908). Wenn des Turoldus Landsmann, Ordericus Vitalis, vom fernen Orient erzählt, macht er aus dem Armenierfürsten Thoros einen *Turoldus de Montanis* (XI 26; Tom. IV, S. 257; XI 29, S. 267)! Also stimmt das bloße Turoldus in V. 4002 wohl zu unserer Annahme, daß der allbekannte (wir erinnern an die Worte „per totam Normanniam famosissima" im oben zitierten Mönchsbrief) Bischof von Bayeux der Dichter des Epos gewesen ist.

Turoldus, so haben wir anzunehmen, ist in den Jahren 1055—1060 geboren. Edelstem Geschlecht entsprossen, wird er an einem der benachbarten Höfe als Pflegesohn *(nourri)* seine Jünglingsjahre verbracht haben. Kommt der Graf von Ponthieu, dessen bedeutendste Residenz Abbeville war, ohnehin aus geographischen Rücksichten in erster Linie in Betracht, so spricht noch ein anderes Argument dafür. Die Tapisserie von Bayeux schildert, wie Gesandte des Normannen-Herzogs zum Grafen Guy von Ponthieu kommen, der sich mit dem gefangenen Harold in Beaurain (bei Montreuil in der Picardie) aufhält. Die Pferde der Gesandten werden durch einen „Zwerg" am Zügel gehalten, „Turoldus" steht darüber. Wir haben schon in der Vorgeschichte behauptet, daß es sich nicht um einen Zwerg handelt; was hätte der in der durchaus realistischen Darstellung der Tapisserie zu suchen? Wir wiederholen, hier ist der spätere Bischof von Bayeux dargestellt. Er mag als Page an des Grafen Hof die Szene miterlebt und vielleicht wirklich damals die Pferde der Gesandten gehalten haben. Bei unsrer Annahme erklärt sich die große Rolle, die Guy von Ponthieu auf der Tapisserie spielt, wo seine Verhandlungen mit Harold und Wilhelm in unverhältnismäßiger Breite geschildert werden. Es erklären sich weiter die Pikardismen im Rld., von denen wir oben gesprochen haben.

Turoldus ist also von demselben Grafen erzogen worden, der später 1080 in Abbeville den französischen Thronfolger zum Ritter waffnete (Luchaire, Louis VI le Gros, Paris 1890, S. 6). Das nächste, was wir von Turoldus, und zwar durch den neugefundenen Paschalisbrief, erfahren, ist, daß er *curialia officia*

versehen hat. An welchem Hof, das läßt sich nur mutmaßen, und auch über die Zeit läßt sich vorerst nichts genaues sagen. Von 1091 ab gehörte der Osten der Normandie Wilhelm dem Roten (Freemann I, 275 f.), dem König von England, und an ihn wird in erster Linie zu denken sein. Er ist es, der den Turoldus später zum Bischof macht, also wird unser Dichter ihm schon vorher nahe gestanden haben. Die Beziehungen mögen angeknüpft sein, als Wilhelm 1091 sechs Monate lang in Eu, nicht weit von Envermeu, residierte (Freeman I, 293); sie dauerten fort, als Wilhelm 1096 von seinem Bruder die Normandie als Pfand erhalten hatte. Von etwa August 1096 bis April 1097, dann wieder von November 1097 bis 1099 hielt sich Wilhelm in der Normandie auf (Freeman II, 207, 245); da würden wir dann Turoldus in seinem Gefolge zu denken haben. Aber auch nach England mag er als Hofbeamter oder auch als Bischof später mit seinem Herrn gekommen sein. Das braucht nicht mit Gautier angenommen zu werden, um das angelsächsische *atgier* zu erklären. An Wilhelms Hof dürfen wir uns nicht wundern, das Wort zu finden. Dem *atgier* entspricht die Tatsache, daß „plusieurs idiotismes saxons se rencontrent dans les Inscriptions de la Tapisserie", worüber bei L a f f e t a y, Notice historique et descriptive sur la tapisserie dite de la reine Mathilde, 3. éd., Bayeux 1880,[26]) S. 19 ff. näheres zu lesen ist. Daß Turoldus, wenn er an Wilhelms Hof lebte, einige angelsächsische Brocken aufgeschnappt hat, ist anzunehmen, auch wenn er nie nach England herüber gekommen wäre. Alle Wahrscheinlichkeit spricht aber in jener Zeit, da Fürsten und hohe Geistliche noch mehr als heute unterwegs waren, an sich dafür, daß Turoldus wirklich den Kanal gekreuzt hat.

Wenn wir uns den Rolanddichter an König Wilhelms Hof vorstellen, dann werden gewisse Stimmungen, die unser Epos durchziehen, zeitgeschichtlich schärfer beleuchtet. Der König war das Urbild eines Despoten, eine wüste, rücksichtslose Kraftnatur, aber eine Seite seines Charakters hat etwas Versöhnendes. Er fühlte sich durch und durch als Ritter, und wo er es mit Rittern zu tun hatte, da hielt er Ritterehre und Ritterwort hoch. Das war damals noch etwas neues, und eben die furchtbare Persönlichkeit des roten Königs hat dazu beigetragen, diese Ritterideale seinen Zeitgenossen beizubringen. Er war der modernste Monarch seiner Zeit.[27]) Das Rolandsepos, um 1107 gedichtet,

[26]) Vorhanden: Univ.-Bibl. Göttingen.

[27]) Vgl. Freeman I, 6: In the company of the Red King we are introduced to a new line of thought, a new way of looking at things, of which in an earlier generation we see hardly stronger signs in Normandy than we see in England. For good and for evil, if William Rufus bears the mark of his age, h e a l s o l e a v e s h i s m a r k o n h i s a g e.

steht, das braucht nicht mehr ausgeführt zu werden, schon ganz drin in dieser Moderne. Das Rittertum mit seinem Ehrenkodex, seiner Kampfesweise, seinen Bräuchen, seiner Tracht ist annähernd ausgebildet; die *lei de chevalier* (V. 752) gilt für die Rolandshelden wie für den roten König und sein adlig Gefolge. Das Rittertum jener Normannenbarone hatte eine besondere Färbung. Die Frauen spielten noch keine Rolle oder doch nur die äußerster Passivität. Dagegen stand Mannesschönheit hoch im Kurs. Die Ritter Wilhelms schmückten sich und hielten sorgfältig auf ihr Äußeres wie Frauen, trugen ihre Haare wie Frauen, und waren sich in zärtlicher Zuneigung zugetan, die nicht selten die Grenze des Naturgemäßen überschritt. Der König selbst huldigte nach dieser Richtung offenem Laster. In solcher Umgebung, inmitten solcher Gefühlsstimmungen und Gefühlswerte hat Turoldus gelebt. Und wenn dem so ist, dann verstehen wir manches in seiner Dichtung: das Gefallen an männlicher Schönheit — keine Frau wird geschildert, das Epitheton *la bele* für Alda ist alles —, die fast frauenhaft zärtliche Zuneigung der Helden zueinander, überhaupt der Gefühlsüberschwang dieser Männer, der an die andere Sturm- und Drangperiode im 18. Jahrhundert erinnert, schließlich die oft betonte, bescheiden passive Rolle der Frauen in unserer Dichtung. Doch über dies alles wird in einer besonderen kulturgeschichtlichen Betrachtung im einzelnen zu handeln sein; kehren wir zu den Lebensschicksalen unseres Turoldus zurück.[28])

Eben noch Laie im Hofdienst, wurde Turoldus, so erfahren wir aus dem neugefundenen Papstbrief, zum Diakon ernannt.[29]) Es wird nicht gesagt, wo, aber aus diesem Schweigen ist mit aller Wahrscheinlichkeit zu schließen, daß auch hierfür, wie für den ganzen Prozeß, Bayeux in Betracht kommt. Ebensowenig sagt das Schreiben des Paschalis etwas über den Zeitpunkt der Ernennung; als das wahrscheinlichere wird man nach der Fassung des Briefes annehmen dürfen, daß kein allzugroßer Zeitraum, nicht etwa viele Jahre, zwischen dieser Ernennung und der zum Bischof verflossen sind. Sehr wohl kann man sich folgenden Sachverhalt denken. Im August 1096 kam König Wilhelm nach der Normandie herüber und übernahm von seinem liederlichen Bruder die Regierung des Herzogtums, dessen Zustände an

[28]) Nur sei noch angemerkt, daß sich des Königs Fluch (*Dei odium habeat....*, s. Eadmerus, Historia novorum in Anglia, ed. by Martin Rule, London 1884, S. 115) im Rld. wiederfindet.

[29]) Danach hat Turoldus selbst folgendes zugegeben: diaconi etiam officium quod non nisi certis licet temporibus extra eadem tempora accepisse se non negauit. Caeteros etiam minores ordines qui distinctis ordinibus distribui praecipiuntur. simul usurpasse asseruit; Cum n u p e r e x c u r i a l i b u s a s s u m p t u s o f f i c i i s. aecclesiam incessisset; Quibus nimirum euentis. patuit eum tunc temporis neophiti quoque [non] caruisse flagitio (Morin 284 f.).

völlige Anarchie grenzten; bald hatte er mit eiserner Hand Ordnung geschaffen. Mit Robert zog damals dessen Onkel, der Bischof Odo von Bayeux, fort zum heiligen Land. Wilhelm mag auf dem wichtigen Posten in Bayeux einen Mann seines Vertrauens gewollt haben, und so machte er Turoldus zum Diakon. Die höchste Würde des Kapitels (in Bayeux folgte der Diakon gleich auf den Bischof) erreichte Turoldus vom Neophyten aus, alle dazwischen liegenden *ordines* hatte er übersprungen. Das war nach den kirchlichen Vorschriften nicht zulässig, aber wer hatte damals in der Normandie danach zu fragen, wenn der König entschieden hatte? Damals schon könnte des Turoldus Mitwirkung an der Bayeux-Stickerei begonnen haben, die ja zum Schmuck der Kathedrale bestimmt war. Doch darüber werden wir gleich unten zu reden haben. — Der greise Bischof von Bayeux sollte seine Heimat nicht wiedersehen. Februar 1097 starb er in Palermo. „Cujus obitum rex Guillelmus ut audivit, Turoldo, fratri Hugonis de Ebremou, episcopatum dedit" (Ordericus Vit., X 4; Tom. IV, S. 18). Das Kapitel zu fragen, fiel dem roten Wilhelm nicht ein; er regierte seine Kirche selbst. Gegen den Willen des unbeugsamen Despoten gab es keinen Widerspruch. Aber schwer genug wird es das Kapitel (dem so bedeutende Männer wie der Theologe und Dichter Serlo angehörten) gekränkt haben, daß nicht nur sein Wahlrecht mißachtet, sondern obendrein ein noch jugendlicher Günstling über die Köpfe der Älteren hinweg befördert wurde. Einerlei, Turoldus bestieg die Kathedra; der Erzbischof von Rouen, Wilhelm Bona Anima, der während der langen Zeit, da er den Erzstuhl inne hatte (1079—1110), wiederholt vom Papst suspendiert war (auch wieder 1096; vgl. Böhmer 189 und wegen der letzten Suspension ebd. 187, bes. Anm. 3), wird den Erwählten seines Landesherrn konsekriert haben. Der Papst hatte damals in der Normandie nichts zu sagen (vgl. oben). Turoldus war Bischof, *pontifex ordinatus Baiocassinae urbis.*[30]) Er konnte, als Herr der Kathedrale, das Werk der Bayeux-Stickerei, wenn es noch nicht vollendet war, mit Muße zu Ende führen. Daß die Tapisserie gegen Ende des 11. Jahrh., also zu des Turoldus Bischofszeit vollendet worden ist, entspricht dem Urteil der kundigsten Beurteiler. Die erste Anregung mag von dem prachtliebenden Vorgänger des Turoldus ausgegangen sein, der nach Ordericus „multis honoribus et ornamentis episcopalem ecclesiam ditavit" (X 4; Tom. IV, S. 18). Aber an einer Mitwirkung des Turoldus bei der Ausführung des Kunstwerks, sei es als Diakon, sei es als Bischof in Bayeux, zweifeln wir nicht. Es würde seinem vornehmen Charakter entsprechen, daß er auf die Ehrung seines

[30]) Diese Bezeichnung im Miraculum beatae Fidis ist Vorgesch. 195 in Unkenntnis des neugefundenen Paschalisbriefes zu Unrecht beanstandet worden.

Amtsvorgängers, der sich doch recht wenig Sympathien erworben hatte, nach Kräften bedacht war, indem er ihm einen erheblichen Anteil an den geschilderten Ereignissen gibt (Steenstrup 42 f.). Sich selbst hat Turoldus an bescheidener Stelle, in einer Statistenrolle, angebracht. Das Monogramm des Künstlers ist dasselbe auf der Stickerei wie im Rld.: Turoldus *sans phrase*.

Mag man über die Mitwirkung des Turoldus an der Tapisserie denken wie man will, soviel ist von allen Zuständigen anerkannt, die Stickerei hat im Anfang des 12. Jahrh. die Kathedrale von Bayeux geschmückt. Turoldus muß sie also j e d e n f a l l s gesehen und gründlich gekannt haben. Darauf kommt es zunächst an. Wir haben Vorgesch. 197 und dann „Über einen terminus..." 11 auf die frappierende Ähnlichkeit mancher Szenen des Rolandsepos mit solchen der Tapisserie hingewiesen. Eine eingehende Nebeneinanderstellung, die wir in einem besonderen Beitrag geben wollen, wird die enge Verwandtschaft der beiden Kunstwerke über jeden Zweifel herausheben. Nicht nur in den Kampfschilderungen dieselben Bilder hier und dort, sondern auch sonst: breitausgemalte Gesandtschaften, Städteeinnahme, Seefahrt, ein sterbender König auf seinem Bett, die Königin an seiner Seite, feierlicher Eid, Begräbnis, Gespräch zu zweien, die Bäume in ornamentaler Verwendung und vieles mehr. Zu dieser Übereinstimmung in den Bildern kommt anderes hinzu: Steenstrup 41 f. hat treffend auf die bescheidene Rolle hingewiesen, welche die Frauen in den Schilderungen der Tapisserie spielen: unter den mehr als hundert Personen sind nur drei weibliche, und alle drei von der Gegenpartei. Auch diese drei ganz im Hintergrund der Handlung, „nemlig Ælfgyva, denne mystiske Kvinde,[31]) der saettes i Forhold til en klerk, Edvards Hustru, der sidder ved hans Dödsleje, og en angelsaksik Kvinde, der flygter med sin Barn" (S. 41). Also eine Braut und eine Königin am Sterbebett ihres Gemahls. Beide finden im Rld. ihr Pendant. Überhaupt entspricht die bescheidene, mehr passive Rolle der Frauen in unserem Epos den Verhältnissen auf der Tapisserie. Dort drei Frauen im ganzen, im Rld. zwei, welche wirklich auftreten.

Eine weitere innere Verwandtschaft zwischen Tapisserie und Rolandslied zeigt sich in der starken Betonung des Rechtsstandpunkts. Das lebhafte Rechtsgefühl äußert sich im Epos:

> Paien unt tort et crestïen unt dreit (1015).
> Nos avum dreit, mais cist glutun unt tort (1212).

In dieser Ethik schwelgt — echt französisch — die Begeisterung der Helden (vgl. Terminus 7). Ganelons Schuld und sein Prozeß führen direkt ins Juristische. Nicht anders auf der Tapisserie.

[31]) Es handelt sich vielmehr um Harolds Braut (Laffetay 51 f.).

Treffend hat Laffetay 17 ff., 42 f. betont, daß der ganze erste Teil des Werks im wesentlichen einem Zweck dient, nämlich Wilhelms gutes Recht auf England zu erweisen. „Quel que soit l'auteur du plan de cet ouvrage, il l'a composé sous l'inspiration d'une i d é e, et cette idée il a voulu la propager dans les masses. La Tapisserie est un plaidoyer en faveur de Guillaume; on peut la résumer ainsi: La conquête de l'Angleterre par le duc de Normandie fut une entreprise aussi glorieuse qu'elle était l é g i t i m e" (S. 42). Daß Bischof Odo, dieser gewalttätige Mensch, dem immer Macht vor Recht gegangen ist,[32]) der Urheber dieses Entwurfs gewesen ist, der bis ins kleinste Detail von einem Rechtsideal bestimmt ist, wird schwerlich jemand glauben. Aber bei Turoldus dürfen wir nach allem, was wir über seinen Charakter wissen, sehr wohl diesen Hunger und Durst nach Gerechtigkeit erwarten, der sich in gleicher Weise auf der Tapisserie und im Rld. offenbart.

Wir können nicht auf die innere Verwandtschaft im Aufbau der beiden Kunstwerke eingehen, der beiderseits mit feinster Technik durchgedacht ist, und nach dem Prinzip der Zweiteilung (Gautier hat mit seiner Dreiteilung des Rolandsepos, wie so oft, vorbeigegriffen). Nur mit einem Wort sei nur noch des Humors gedacht, der die ernsten historischen Schilderungen der Tapisserie auf den Borten lebensvoll umspielt. Unsere heutige prüdere Zeit hat ihn an einigen Stellen sogar anstößig gefunden. Derselbe Humor wie auf der Tapisserie durchwärmt, so sahen wir oben, das Rld., und wie die Tapisserie gar nicht zimperlich das Natürliche mit der köstlichen Freiheit des „finstern" Mittelalters darstellt, so scheut auch unser Dichter nicht vor humorvoller Derbheit zurück in den unter Tränen lächelnden Versen 1720 f.

Wir glauben, daß die innere Verwandtschaft der beiden Kunstwerke zu groß ist, als daß man sie voneinander trennen könnte. Beide mit ‚Turoldus' signiert sind Schöpfungen desselben Geistes. Aber wer das nicht annehmen will, der wird wenigstens das zugestehen müssen: die unleugbaren Beziehungen des Rlds. zu der Tapisserie machen es wahrscheinlich, daß bei dem V. 4002 als Bearbeiter genannten Turoldus an den Bischof von Bayeux zu denken ist, der das Wunderwerk der Tapisserie zum mindestens eingehend gekannt haben muß.

Nicht lange sollte des Turoldus Episkopat unangefochten bleiben. Den königlichen Gönner Wilhelm traf, in seiner Sünden Maienblüte, der Pfeil eines Spießgesellen (2. August 1100); *homo fecocissimus pro fera confossus interiit* (William of Newburgh bei Freeman II, 336). Im September desselben Jahres kehrte Robert

[32]) „multos suis exspoliavit", sagt Ordericus in seinem Nachruf (Hist. eccl. X, 4; Tom. IV, S. 18).

zurück; im nächsten Jahre beginnt der Krieg mit König Heinrich, der noch 1101 damit endet, daß Robert auf England, Heinrich auf seine normannischen Besitzungen (außer Domfront) verzichtet. Auch Bayeux, das der Beauclerc besetzt hatte, ging wieder in Roberts Gewalt über. Turoldus muß mit König Heinrich — wohl während Heinrich Bayeux in Händen hatte — inzwischen in nahe Beziehungen getreten sein, denn wir erfahren aus dem Paschalisbrief von 1104: er hat dem König von England sein Wort gegeben, nicht aus den Händen des Herzogs der Normandie die Investitur mit den Bistumsgütern annehmen zu wollen („pro fide etiam non accipiendi a normannorum comite honoris aecclesiastici ante conspectum anglici regis data", Morin 285). Diese Zusage mußte, nach dem Kompromiß zwischen den beiden Brüdern von 1101, des Turoldus Stellung sehr erschweren.

Robert hatte aus dem Kreuzzuge reichen Ruhmeslorbeer, aber auch seinen alten Leichtsinn heimgebracht. Bald herrschte, wie ehedem, in seinen Staaten völlige Anarchie. Alsbald rührt sich das seinem Bischof feindliche Kapitel von Bayeux. Noch im Jahre 1101[33]) tut es einen Schritt, den es unter Wilhelms, auch unter Heinrichs Botsamkeit nie hätte wagen dürfen, es bringt die Sache vor den Papst. Der feuchtfröhliche Landesherr wird sich um die Angelegenheit überhaupt nicht gekümmert haben, und wenn doch, hatte er keinen Anlaß, dem Turoldus nach dem Vorangegangenen die Stange zu halten. Zu dem widerspenstigen Kapitel gehörte Turgisus (s. Vorgesch. 199). Nicht ohne Absicht, mit schelmischen Lächeln wird Turoldus gerade diesen Namen einem heidnischen Grafen gegeben haben, dem obendrein noch so lästerliche Worte in den Mund gelegt werden:

Plus valt Mahuns que sainz Pierres de Rume (V. 921).

Wie bedeutungsvoll der Dichter einen erheblichen Teil der Eigennamen gewählt hat, das wird weiter unten zu zeigen sein.

Paschalis zitiert den Bischof vor sein Gericht. Zunächst erscheint Turoldus nicht. Auf die zweite Vorladung geht er 1103 nach Rom („Post secundam sane uocationem cum ad nos anno praeterito peruenisset", Morin 284).

Sind im Rolandsepos Erinnerungen an eine Romreise seines Verfassers zurückgeblieben? Zum Glück so viel, daß wir aus ihnen das wichtigste Argument für unsere These gewinnen, daß kein andrer als Turoldus von Bayeux das Rld. gedichtet hatte.

[33]) Das geht aus dem Paschalisbrief vom 8. Okt. 1104 hervor: Iam enim triennium agitur. ex quo ipsius causae actio uentilata est (Morin 284).

Im nächsten Heft, wenn wieder Frühling geworden ist, wollen wir dem Bischof auf dem Ritt nach dem Süden folgen, über Morienval nach Reims, Dijon, Beaune (1892), Saint-Antoine, und die *Rosne* (vgl. Schwan-Behrens[8], § 120 A) entlang, über Vienne, Valence, Viviers (von O 2209 in *Riviers* verderbt) nach St. Gilles, und weiter bis zum *Mons gaudii* vor dem ewigen Rom.[34])

Oppenheim a. Rh. WILHELM TAVERNIER.

[34]) Weiter wird über die Reise des Dichters nach Spanien zu handeln sein, mit Bezug worauf das Vorgesch. **76** ff., Anm. **132** über das Verhältnis des Compostella-Bädekers zum Rld. Gesagte, sowie auch die in dieser Zs. XXVI[2], **S. 152** gegen eine persönliche Anwesenheit des Dichters in Spanien geäußerten Bedenken schon hier zurückgenommen sein mögen.